# Weiner Geschichtsfrënn



# Ous der Peiner Geschicht

# Weiner Geschichtsfrönn

Gus der Weiner Geschicht

Nr.35

2017

Herausgeber: Veiner Geschichtsfrenn

Deckel: Lithographie von Vianden um die Mitte des 19ten Jahrhunderts Für den Inhalt der einzelnen Beiträge, die nicht unbedingt die Meinung des

Verwaltungsrates wiedergeben, sind die Verfasser verantwortlich Nachdruch der Artikel, ganz oder teilweise, nur mit Erlaubnis Druck: Hoffmann Druck Kölnerstr. 1 D-54673 Neuerburg

## **VIRWUERT**

Den 4. August 2017 war en Delegatiun vuan de Veiner Geschichtsfrenn op Tenten fir hirem Irepresident merci ze soen fir sein 25jährig Presidentschaft. Béi där Geleeenhät ho mir him en Aquarelle vuam Veiner Kenstler Lou Bassing iwerächt. Ech hon e.a. druan erennert dass de Jean Milmeister bis haut net manner wi 150 Artikelen fir d'Jorbeicher vuan de Veiner Geschichtsfrenn geschriwen hot.



Den aalen an den neie President

Am Hierst 1973 war de Jean Milmeister zesoomen mam Victor Abens, Pierre Bassing a Jos Schaul Grënnungsmember vuan de Geschichtsfrënn.

Nom Dud am Dezember 1992 vuam Prof. Pierre Bassing, 2. Prësident nom Victor Abens, ass de Jean Milmeister du uafangs 1993 den neie President gän.

No 25 Jor uan der Spëtzt vuan de Geschichtsfrënn, hot hän du an der Generalversammlung 2017 ous gesondheetliche Grënn nët méi fir de Verwaltungsrot kandidiert. D'Generalversammlung hot hän du ästëmmig zum Ireprësident gewielt.

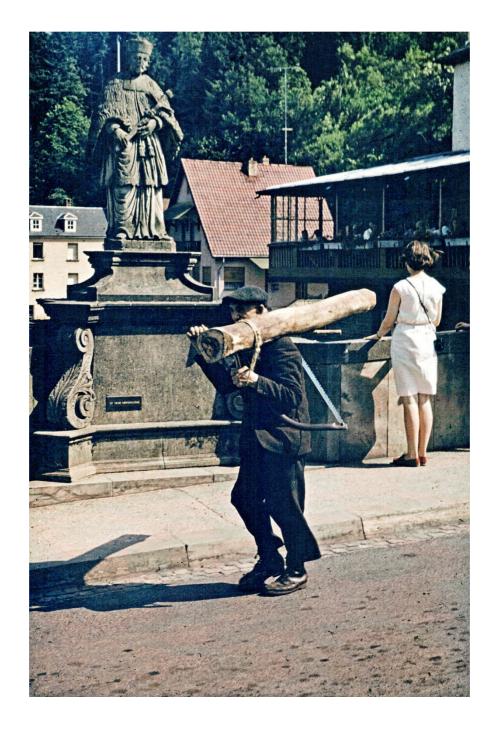
D'Jor 2017 war och d'Jor wu mer is nei Statute gän hon. D'Statuten ous dem Grënnungsjor 1973 gerad su wi d'Statutenënnerungen ous dem Jor 2004 waren nët enregistriert gän an domat nët konform mat der Gesetzgebung iwer Associatiunen.

An dësem Jor se mer awer och « digital » gän. Zenter Aprëll ass éisen Internetsite www.veinergeschicht.lu aktiv. An den ischten 5 Mint hon nët manner wi 10 800 Leit wëltwéit éise Site uagekuckt. Ech well druan erënneren dass all Member vuan de Geschichtsfënn vollen Zougang zu allen Dokumenter hot déi om Site gespéichert sen wi z.B. die fréier Jorbéicher, aal Videoen a Postkoorten, d'Veiner Familljechronik asw. Déi Memberen déi Problemer mat éisem Site hon, können sich rouig mellen iwer d'Emailadresse info@veinergeschicht.lu oder béi mir selwer iwert den Telefon 339633.

Ech wënschen ech vill Fräd béi der Lektür vuan desem Jorbouch.

Jean-Paul Hoffmann President

_	4	_
---	---	---



DE "FRAASSY"

(Foto © Jean Milmeister)

- 6 -			
-------	--	--	--

#### Jean Milmeister

# Vor 600 Jahren kamen die Nassauer nach Vianden



Engelbert I., Graf von Nassau und Vianden, und seine Gattin Johanna von Polanen (Federzeichnung von Bernard von Orley (1488-1541), dem Hofmaler der Statthalterin Margaretha von Österreich, der von den Herren von Orley zu Linster abstammte.)

Am 3. September 1417 starb Elisabeth von Spanheim, die letzte Gräfin aus dem Geschlecht der Grafen von Vianden.

Am 15. Juni 1417 verfasste Elisabeth von Spanheim zu « Crutzenach of der Burg in myner Frauwen vorgen. Kammer» ein Testament, durch das sie ihre mobilen Güter ihrem Vetter «Johannes von Starkenburg diesseits der Mosel im Spanheimischen» vermachte und ihrem Neffen «dem Grafen Engelbrecht von Nassau jenseits der Mosel in Vianden». Man

muss annehmen, dass Elisabeth von Spanheim vorher in einem heute verschollenen Testament Burg und Grafschaft Spanheim-Kreuznach (Vordere Grafschaft) an ihren angeheirateten Vetter Johann von Spanheim-Starkenburg (Hintere Grafschaft) vererbt hatte, Burg und Grafschaft Vianden an ihren Neffen Engelbert I. von Nassau . Johannn von Spanheim-Starkenburg, der mit Elisabeth von Falkenstein verheiratet war, der Kusine Elisabeths von Spanheim und Tochter ihrer Tante Margareta von Spanheim, sollte ja auch tatsächlich die Spanheimer Güter erben und Engelbert I. von Nassau die Viandener.



Am 15. Juni 1417 verfasste Elisabeth von Spanheim "zu Crutznach of der Burg in myner Frauwen vorgen. Kammer" ein Testament, durch das sie einen Teil ihrer mobilen Güter ihrem Neffen dem Grafen "Engelbrecht von Nassau jenseits der Mosel in Vianden" vererbte.

(Bayrisches Hauptstaatsarchiv. Abt. II Urkunden Sponheim Nr. 114)

Engelbert von Nassau wurde um 1370 als Sohn von Johannes I. Graf von Nassau-Dillenburg (1339-1416), des Enkels von Otto II. von Nassau-Dillenburg und Adelheid von Vianden geboren. Er hatte vier Brüder: Adolf, Johann II. der Ältere, Heinrich und Johann der Jüngere. Er studierte 1389 in Köln und war Dompropst in Münster.

Doch da zeigte es sich, dass seine beiden älteren Brüder keine legitimen männlichen Erben hatten. Adolph von Nassau hatte aus seinen zwei Ehen nur eine Tochter und Johann II. der Ältere, der unverheiratet starb, hatte eine uneheliche Tochter und einen unehelichen Sohn, der jedoch nicht erbberechtigt war. So hängte denn Engelbert eilends den Talar an den Nagel und ging auf Brautschau.

Am 1. August 1403 heiratete der inzwischen dreiunddreißigjährige Engelbert in Breda die elfjährige Johanna von Polanen, die am 10. Januar 1392 als Tochter von Johann II. Herr von Lek und Breda, und von Odilia von Salm geboren wurde. Ihr Vater war 1393 gestorben, so dass Johanna zehn Jahre lang unter der Vormundschaft ihres Onkels Heinrich von Lek gestanden hatte. Sie war die Erbin der Herrschaft Breda und einiger Güter in Brabant. Ihr Reichtum übertraf den der Nassauer, deren Geschlecht jedoch vornehmer war.

Nach Huub P.H. Hansen hatte die Aussicht auf die Erbschaft der Brabanter Güter der Grafen von Vianden womöglich Engelbert I. von Nassau bewogen, Johanna von Polanen zu heiraten, die recht ansehlichen Grundbesitz in Brabant hatte:

«Bleibende Interessen in den Niederlanden erwarb Otto II. von Nassau-Dillenburg im Jahre 1331 durch seine Heirat mit Adelheid von Vianden in Luxemburg. Zu dieser kleinen Grafschaft, benannt nach ihrer prächtig gelegenen Burg, gehörten auch einige Güter in Brabant. Vianden nebst Zubehör ging übrigens erst 1417 auf die Nassaus über, die Enkel von Gräfin Adelheid, aber es ist möglich, dass die Aussicht auf die Güter von Vianden in Brabant Engelbrechts Blick doch auf die weit wichtigeren Besitzungen der Polanens gerichtet hat»'

Nach der Heirat verließ Engelbert I. die Grafschaft Nassau und ließ sich mit seiner Braut, die noch ein Kind war, auf Schloss Breda nieder, das Johann II. von Polanen um 1360 erbaut hatte. Vorerst dürfte Johanna noch weiter mit ihren Puppen gespielt haben, und ihr erstes Kind, Johann, wurde genau sieben Jahre nach der Hochzeit am 1. August 1410, geboren.

Am 22. August 1404 hielten Engelbert I. und seine junge Gemahlin ihren « Fröhlichen Einzug « (Blijde Inkomst-Entrée Joyeuse) in Breda und bestätigten den Einwohnern einige Vorrechte.

Am 10. Juni 1417 befahl Elisabeth von Spanheim ihren Vasallen in Brabant, Engelbert I. von Nassau als Herrn anzuerkennen, da sie ihm diese Herrschaften abgetreten hätte, die er nach ihrem Tod erben würde.<sup>2</sup>

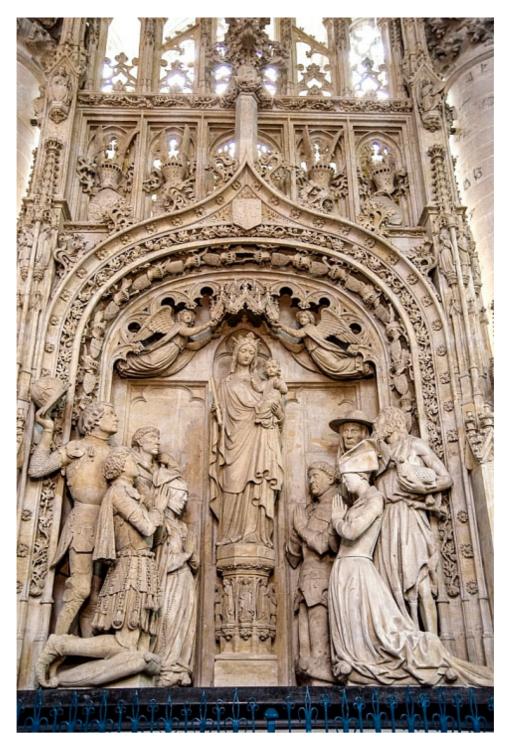
Am 18. August 1417 erklärte Engelbert I. von Nassau, dass die Schöffen und Bürger der Stadt Vianden ihn empfangen und ihm und seinen Brüdern als Erben der Grafschaft Vianden gehuldigt hätten, er versprach die alten Freiheiten der Stadt Vianden zu erhalten und drückte den Wunsch aus, dass der Erbe der Grafschaft Vianden zuerst schwören müsse, diese Privilegien zu erhalten. Engelbert I. von Nassau und Vianden starb 3. Mai 1442 in Breda.

Aus seiner Ehe mit Johanna von Polanen hatte Engelbert I. sechs Kinder: Johann IV. (\*1410), Heinrich II (\*1414), Margareta (\*1415), Wilhelm (\*1416), Maria (\*1418), und Philipp (\*1420).

<sup>1</sup> Huub P.H. Jansen. Die Bredaer Nassaus S. 15-16

<sup>2</sup> Algemeen Rijksarchief ND Nr 1059

Engelbert I. von Nassau hatte zwei uneheliche Kinder, Margareta, die Hugo Wijnrix heiratete und Johann, Bastard von Nassau, der Rentmeister der Grafschaft Vianden wurde und Johanna von der Rauwen heiratete. Mehrere ihrer Nachkommen findet man später in der Verwaltung der Grafschaft Vianden wieder.



Das Grabmal von Engelbert I. (1370-1442), Graf von Nassau und Vianden, und von Johann IV. (1410-1475), Graf von Nassau und Vianden, in Breda.

### Raymond Frisch

# **Etappen einer Flucht**

#### **Einleitung**

Die Tatsache, dass ich der letzte Überlebende der 48 Viandener Zwangsrekrutierten bin, hat mich dazu veranlasst, die Erlebnisse meiner Flucht nach Frankreich in diesem Beitrag festzuhalten.

Néckel Kremer, ein Resistenzler, gab mir die Möglichkeit meine Geschichte in seinem Buch "Erënnerungen" (April 1988, Druckerei Heintz Petingen / ohne ISBN Nummer) selbst zu erzählen. Dieses Werk, welches die Erinnerungen vieler Luxemburger aus dem Zweiten Weltkrieg wiedergab, dient mir als Basis für diesen Bericht, der allerdings in mehreren Einzelheiten präziser ausfällt, besonders in den Punkten die ich persönlich nach so vielen Jahren als sehr wichtig erachte. Bei der Koordinierung der Texte aus meinen Manuskripten und anderen Zeitzeugenberichten war mir mein Freund Jemp Dichter behilflich.

#### Meine doppelte Staatsbürgerschaft

Einige Monate vor meiner Geburt kehrten meine Eltern aus den U.S.A. zurück nachdem sie eine längere Zeit dort gelebt hatten. Bei Kriegsbeginn war ich als Schüler im Lycée Classique in Diekirch eingeschrieben, ohne jedoch der H.J. (Hitler Jugend) beitreten zu müssen, und dies aufgrund meiner doppelten Staatsangehörigkeit, welche mir Anfang 1940, auf Ansuchen meiner Eltern, vom damaligen amerikanischen Botschafter P. Walter schriftlich bestätigt wurde. Auch der Wehrmachts-Musterung konnte ich mich, dank dieses Umstandes, von September 1942 bis Juni 1943 erfolgreich entziehen. Per Einschreibebrief teilte ich der diesbezüglichen Wehrmachtsbehörde in Luxemburg jedes Mal mit, dass ich aufgrund meiner doppelten Nationalität nicht wehrmachtspflichtig sei. Trotz der berühmten deutschen Gründlichkeit, oder vielleicht wegen ihr, klappte es mit meiner Freiheit bis Ende Juni 1943.

Die doppelte Staatsbürgerschaft gab mir eine Art Sonderstellung im Vergleich mit meinen Mitschülern die alle dazu gezwungen wurden, der Hitlerjugend beizutreten. Taten sie das nicht, so mussten sie die Schule verlassen.



1942: Sportfest im Diekircher Lycée : Diekirch-Echternach (Raymond Frisch ist 8. von links)

Nach der Einführung der Wehrpflicht durch Bekanntgabe vom 30.08.1942, des Gauleiters Gustav Simon in Luxemburg-Stadt, änderte sich also noch nichts an meiner Lage. Doch die "Première" im LCD wurde kurzerhand aufgehoben. Ich wurde als "Überbleibsel" ins Athenäum nach Luxemburg verpflanzt, wo ich im Juni 1943 sogar zum Abitur-Examen zugelassen wurde.



1943: Botanik im Heisdorfer Wald mit Prof. Krupp (stehend 2. von rechts ist Raymond Frisch)

Doch diese privilegierte Lage war schnell vorbei, denn nach den schriftlichen Prüfungen teilte mir der Nazi-Direktor Seifert, Siff genannt, mit, er könne keine Amerikaner in seiner Schule dulden, während US-Bomben seine Heimatstadt zerstörten.

#### Die Lage änderte sich.

Die Sonderstellung, die ich seit der Einführung der Wehrpflicht genoss, wurde durch eine erneute Musterungsaufforderung unterbrochen.

Ich wurde telefonisch vom Gendarmerie-Chef Hellbrück aus Vianden aufgefordert zur Dienststelle zu kommen, wo er mir mitteilte, er hätte den Befehl erhalten, mich zu verhaften und mich, zwecks Wehrmachtsmusterung, bei der Polizei in Luxemburg abzuliefern. Da ich aber, mit einem Hintergedanken im Kopf, in der kurzen Hose auf dem Polizeibüro vorstellig wurde, erklärte ich, ich könnte doch in dieser Kleidung nicht zur Wehrmachts-Musterung erscheinen.

Wir einigten uns auf einen Termin am nächsten Morgen um 5.45 Uhr im damaligen Bahnhof Vianden. Hellbrück zusammen mit einem seiner Luxemburger Kollegen warteten vergebens mit den Handschellen auf mich. Der "Benny" fuhr sogar 5 Minuten später ab.

Um dieselbe Zeit fuhr ich mit dem Fahrrad nach Cruchten, um dort den Zug nach Luxemburg zu nehmen. Aus Sicherheitsgründen vermied ich die Städte Diekirch und Ettelbrück.

Ich hatte gehofft mit Hilfe der Schweizer Botschaft, welche die Interessen der USA vertraten, in die Schweiz auswandern zu können.

Unverrichteter Dinge radelte ich wieder zurück nach Vianden, wo allerdings mein Weg am Haus des Ortsbauernführers vorbeiführte. Kaum zu Hause angekommen wurde ich von deutschfreundlichen "Gästen" empfangen, und ich erhielt dabei viele deutsche "Kosenamen".

Danach verschwand ich für einige Tage in den dichten Lohhecken welche sich hinter meinem Elternhaus befanden.

Als Mitglied der L.P.L. (Ligue Patriotique Luxembourgeoise) wäre es mir ein Leichtes gewesen in einem Bauernhof Unterschlupf zu finden. Ich hatte allerdings vor, nach Frankreich zu flüchten, da ich dort Familienverbindungen hatte und vor dem Krieg schon mehrere Wochen in Paris bei Verwandten verweilte.

Zum Glück kam ich in Verbindung mit Jules Kuhn und Céline Faber, welche zu ihrer Hochzeitreise im Hotel Klopp in Vianden verweilten. Jules versprach mir die Flucht nach Frankreich zu ermöglichen. Ein Termin wurde in Luxemburg verabredet und zwar im Lebensmittelgeschäft von Jules Kuhn in der "Alten Avenue".

Ich machte mich in aller Herrgottsfrühe mit dem Fahrrad auf Umwegen auf nach Cruchten, um die Städte Diekirch und Ettelbrück wiederum zu meiden, und von dort mit dem Zug nach Luxemburg.

Mein Aufenthalt bei Jules und Céline Kuhn dauerte acht Tage, zwei davon war ich bei der Familie Bintz in Pulvermühle, da Jules Kuhn wegen der Verteilung von Flugzetteln der Resistenz im Bahnhofsviertel nicht auffallen wollte.

Jules Kuhn hatte mir zu einem falschen Ausweis verholfen, der in acht Tagen in Frankreich fertig gestellt wurde.



Raymond Frisch im Jahre 1942

#### Flucht über die Grenze

Mit der Bahn fuhr ich nach Esch-Alzette zu Fernand Tholl, der in der bekannten Konditorei Geisen arbeitete. Hier traf ich Evy Feller, die ebenfalls dort arbeitete, und die mich über die französische Grenze führen sollte. Da ihre Schwester in Hussigny (Heising) verheiratet war, besaß sie einen unbegrenzten Grenzübergangsschein, der von der deutschen Polizei ausgestellt war, damit sie ihre Schwester auf der französischen Seite regelmäßig besuchen konnte. Darum kannte sie die Gegend zwischen Differdingen und Hussigny sehr gut.

An diesem heißen Julinachmittag führte sie mich auf einem Waldweg zu einer kleinen Anhöhe von wo aus es eine gute Sicht auf die 50 m tiefer gelegene Grenze gab.

Es dauerte nicht lange bis zwei Grenzpolizisten, begleitet von Schäferhunden, entlang der Grenze marschierten. Evy Feller kannte den genauen Rhythmus der Polizeirunden. Sie wartete einige Minuten ab bis die Polizisten außer Sicht waren und führte mich dann auf kürzestem Weg in die Bäckerei ihrer Schwester in Hussigny. Dort erhielt ich meinen neuen Pass. Mein Name war nun Raymond Fournelle, geboren am 15.09.1924 in Uckange bei Thionville. Ein komisches Gefühl ...

Wegen der strengen Kontrollen durch die Deutschen, hatte man mir dringend geraten, den Zug nicht in Longwy, sondern in Longvillers zu besteigen. Es gab allerdings nur eine Zugverbindung pro Tag nach Paris.

Ich wollte den ganzen Tag nicht ohne Bezugsperson in Longwy verbringen und so bestieg ich den Zug trotzdem dort. Auf dem Bahnsteig war aber kein Kontrolleur in Sicht. Kurz vor der Abfahrt des Zuges kam die Grenzpolizei zur Passkontrolle durch die Abteile. In eine französische Tageszeitung vertieft übereichte ich dem Kontrolleur die Papiere. Der falsche Ausweis auf den Namen Raymond Fournelle hatte seine erste Probe bestanden.

#### **Ankunft in Paris**

In der Gare de l'Est in Paris gab es ebenfalls eine Passkontrolle an der ich mich vorbeidrücken konnte.

Gegen 20 Uhr kam ich an der Wohnung meiner Tante in der Rue de la République in Saint Mandé, einem Vorort von Paris, an. Meine erste Enttäuschung, es war niemand zuhause. Da es zu dieser Zeit keine Telefonverbindung gab, hätte ich mich auch nicht im Voraus anmelden können. Damals gab es in größeren Appartmentgebäuden sogenannte Concierges. Gottseidank hatte die Concierge des Hauses mich wiedererkannt, da ich 1937 und 1938 mehrere Wochen bei der Familie die Ferien verbracht hatte. Ich erfuhr, dass meine Tante mit der jüngsten Tochter und der Enkelin, wegen der schlechten Ernährungslage in Paris, nach ihrer Heimatstadt Clermont-Ferrand übergesiedelt war. Allein in Paris zu bleiben machte wenig Sinn, so beschloss ich also nach Clermont-Ferrand zu fahren. Ich konnte jedoch erst zwei Tage später die Fahrkarte lösen, da Anfang Juli 1943, über Tage die Züge ausgebucht waren.

Der Zug war total überfüllt. Ich bekam keinen Sitzplatz und musste 8 Stunden lang stehen. Die Fahrgäste drängten sich aneinander wie Heringe in der Tonne. Ich dachte beständig an die Kontrolle an der Demarkationslinie. In Moulin, wo bis Ende 1942 die Demarkationslinie Frankreich in zwei teilte, war die Kontrolle wegen des überfüllten Zuges undenkbar. Dadurch dass die Deutschen zu dem Zeitpunkt ganz Frankreich besetzt hatten, war die Kontrolle auch weniger streng.

#### Clermont-Ferrand, von deutschen Offizieren gut bewacht

Am frühen Abend kam ich in Clermont-Ferrand an und fand nach stundenlangem Suchen die "Rue de Serbie", wo meine Familie wohnte. Dort stand ich wieder vor verschlossener Tür. Vom Nachbarn erfuhr ich, dass die Familie bei Bekannten in Issoire, 35 km von Clermont-Ferrand entfernt, bis zum nächsten Tag bleiben sollte.

Knapp 80 m von der Rue de Serbie entfernt befand sich ein großes modernes Hotel. An der Rezeption erfuhr ich von einem freundlichen Herrn, dass alle Zimmer von Wehrmachtsoffizieren besetzt seien. Die Müdigkeit und die Enttäuschung konnte er bestimmt an meinem Gesicht ablesen. Es war sehr schwer in Clermont-Ferrand ein Hotelzimmer zu bekommen. Andere kleinere Hotels gäbe es allerdings im Bahnhofsviertel, sagte der Hotelbesitzer.

Bei Dunkelheit ohne Unterdach herumzulaufen, und das in einer fremden Stadt, war gefährlich. Die Gendarmerie oder die deutschen Besatzungsoffiziere hätten in einem solchen Fall bestimmt kein Erbarmen. Der Mann an der Rezeption sagte mir dann, er könnte mir gerade noch ein kleines Mansardenzimmer anbieten, aber ich müsste spätestens bis 8 Uhr morgens verschwinden, bevor die Wehrmachtsoffiziere wach seien.

Unter dem Schutz und Schirm der Wehrmacht verbrachte ich eine "ruhige" Nacht, jedoch mit einem mulmigen Gefühl, welches sowohl meine Müdigkeit sowie meinen Hunger unterdrückte. Ich träumte nicht von der Soldatenmannschaft, die mich umgab, und am frühen Morgen verließ ich das Hotel bevor die Herren Offiziere zum Frühstück erschienen und bevor ich ihre Soldatenstiefel stampfen hörte.

#### Endlich bei der Familie

Am nächsten Tag kamen meine Tante mit meiner Cousine und der Enkelin von ihrem Ausflug nach Issoire zurück. Ich hatte erfahren, dass sie wegen der schwierigen Versorgungslage in Paris, seit einigen Monaten nach Clermont-Ferrand weggezogen waren, um dort zu leben. Meine Ankunft blieb natürlich bei den Nachbarn nicht unbemerkt. Sie waren gottseidank keine Kollaborateure.

#### Begegnung mit Boy Kohnen

Einer der Nachbarn in der Rue de Serbie war Anstreicher und arbeitete in "Les Ancises", 20 km von Clermont-Ferrand entfernt. Als er erfuhr, dass ich Luxemburger war, sagte er mir, dass es in der Ortschaft, wo er arbeitete eine große Anzahl Luxemburger gäbe.

Er nahm meine Adresse mit und kam nach einigen Tagen mit Grüßen von Boy Kohnen, einem Klassenkameraden, zurück. Dieser hatte den Wunsch geäußert, ich sollte ihn in Les Ancises besuchen.

Da ich einen echten Ausweis besaß konnte ich mich frei bewegen.

Der Anstreicher brachte mich ein paar Tage später zum "Hotel Jean Cros", in Les Ancises, welches als Auffanghaus für Luxemburger Deserteure fungierte. Neben Boy Kohnen gab es wenigstens ein Dutzend Luxemburgische Deserteure im Hotel. Innerlich empfand ich aber die Konzentration von so vielen Fahnenflüchtigen als äußerst riskant. Wir freuten uns natürlich über dieses ungewöhnliche Wiedersehen. Mich überkam allerdings ein ungutes Gefühl, als ich die Nachricht bekam, man müsse mit einem Besuch der Gestapo in Les Ancises rechnen, was aber nicht geschah. Ich konnte erleichtert nach Clermont-Ferrand zurückfahren.

Ich jedenfalls nahm mir damals vor, nie wieder nach Les Ancises zurückzukehren.

Albert Ungeheuer hatte mich einige Male in Clermont-Ferrand besucht, um mir Lebensmittelkarten zu geben. Er war in dieser Zeit überbeschäftigt, denn es wurde immer schwieriger die Luxemburgischen Flüchtlinge, welche immer zahlreicher wurden, unterzubringen.

#### Ein echter falscher Ausweis

In Frankreich gab es eine gesetzliche Bestimmung laut welcher eine Person, die nicht im Besitz eines Personalausweises war, ihre Identität, mittels zwei Zeugen, vor einem Notar bescheinigen musste lassen. "Acte de notoriété" hieß dieses Dokument, welches vom Notar ausgestellt wurde und womit man einen gültigen Ausweis bekam.

Meine Tante, zusammen mit einer Bekannten, erklärten vor dem Notar, dass ich Raymond Fournelle, am 15.09.1924 in Uckange (Moselle) geboren war. Aufgrund dieser notariellen Urkunde stellte die Polizei eine echte "Carte d'Identité" aus.

Durch den Besitz dieses Dokumentes hatte ich zuerst die Absicht über Spanien nach England zu gelangen aber seit der Besetzung Südfrankreichs waren die Pyrenäen ab November 1943 schwer zu überqueren.

#### **Beginn eines Studiums**

Ich erfuhr dann, dass die Université Pasteur seit Kriegsausbruch von Straßburg nach Clermont-Ferrand verlegt worden war. Ich erfuhr auch, dass es Erleichterungen für Elsässer oder Lothringer, ohne Abitur gäbe, sich als Student dort einschreiben zu lassen. Meine Tante unterstützte mich in dieser Richtung und so konnte ich P.C.B. (Physik, Chemie und Biologie)-Kurse an der medizinischen Fakultät folgen. Die Uni Straßburg, welche nach Clermont-Ferrand ausgesiedelt wurde, war jedoch ein Dorn im Auge der Nazis geblieben. Sie wollten natürlich, dass die Professoren zurück nach Straßburg gehen sollten, und waren sie nicht willig, waren die Nazis bereit, sie mit Gewalt dazu zu zwingen. Dann gab es sofort eine Trennung der Studenten nach ihrem Geburtsort. Da ich ja offiziell in Lothringen (Uckange) geboren war, kam ich zusammen mit vielen Professoren und den 350 Studenten, welche nach einer ersten Identitätskontrolle übrig geblieben waren, in ein Militärgefängnis wo ich 2-3 Tage eingesperrt war. Schläge und Misshandlungen waren dort auf der Tagesordnung. Ich war der einzige Luxemburger, allerdings unter französischem Namen, der dabei war. Ein Professor und ein Student welche die Hände nicht schnell genug über den Kopf strecken konnten, wurden einfachhin von der Gestapo erschossen.

Nach drei Tagen strengem Verhör wurden etwa 80 Studenten, Elsässer und auch Juden, in ein Lager nach Drancy oder nach Compiègne gebracht, von wo aus die Verteilung auf die einzelnen K.Z. in Deutschland vorgenommen wurde. In Gruppen von 5 Personen wurden wir der Reihe nach verhört. Ein früherer Resistenzler mit dem Namen Georges Mathieu, der wegen einer schönen blonden Germanin übergelaufen war, hatte alle Studenten verraten. Ich hatte gottseidank keine Verbindung zu diesem Überläufer. Ende September 1944 wurde Mathieu, ohne Gerichtsurteil, von der französischen Resistenz erschossen.

Auf die Frage hin, wieso ich mich in Clermont-Ferrand befand, behauptete ich dass meine Eltern bei der Kapitulation als Flüchtlinge dorthin geflohen waren.

Mein letztes Verhör wurde nach 2 Tagen von einem Gestapomann, der ausgezeichnet französisch sprach, durchgeführt. Heute noch zweifle ich daran ob es sich nicht um einen Luxemburger handelte. Er fragte mich: « Uckange, se trouve près de Luxembourg". Worauf ich antwortete: « En effet, Uckange se trouve près de Thionville ». Innerlich war ich dabei sehr aufgeregt, ich dachte jetzt sei es vorbei, denn er wäre hinter meine echte Herkunft gekommen. Meine Antwort schien ihn jedoch zufriedenzustellen, doch sagte er mir ich sollte so schnell wie möglich hier wegkommen, sie hätten sowieso meine Adresse in Clermont-Ferrand. Ich hatte schon mit dem K.Z. gerechnet und war dann am 27. November 1943 wieder frei.

Da die Lage in Clermont-Ferrand immer gefährlicher wurde, wollte ich nicht länger dort bleiben.

#### Unterschlupf auf einem Bauernhof

Durch die Beziehungen meiner Familie konnte ich in einem Bauernbetrieb in Les Pradeaux, 35 km südlich von Issoire, untertauchen. Frankreich hatte eine Gesetzgebung, die es erlaubte Flüchtlinge offiziell in der Landwirtschaft zu beschäftigen. Neben mir war auch ein spanischer Flüchtling auf demselben Hof untergebracht.

Les Pradeaux war ein kleines Dorf, wo kaum deutsche Soldaten anzutreffen waren. Es war schwer, mich an die landwirtschaftlichen Tätigkeiten zu gewöhnen, aber ohne die kriegsbedingte Beschäftigung wäre ich wahrscheinlich nie Tierarzt geworden.

Alle 3 bis 4 Wochen machte ich jedoch eine Hin- und Rückreise nach Clermont-Ferrand um mich über die aktuelle Lage dort zu erkundigen und um bei der Familie vorbeizuschauen. Auf dem Bahnsteig begegnete ich sogar einmal zwei Luxemburgern, welche mit dicken Koffern voll Fleisch auf den Zug nach Lyon warteten. Das Fleisch wollten sie in Lyon verkaufen um sich ein kleines Taschengeld zu verdienen.

#### Nach der Befreiung Luxemburgs

Als ich im September 1944 von der Befreiung Luxemburgs erfuhr, kaufte ich mir von meinem verdienten Taschengeld auf dem Bauernhof ein uraltes Damenfahrrad, mit dem ich die Rückkehr in 5 Tagen nach Luxemburg schaffte. In dieser Zeit waren alle öffentlichen Verkehrsmittel zusammengebrochen, so dass mir nichts anderes übrig blieb, als meinen Rückweg mit eigenen Mitteln anzutreten. Schwierigkeiten gab es natürlich an der Grenzstation in Differdingen. Es dauerte einige Stunden bis ich meine Fahrt nach Luxemburg, respektive nach Vianden fortsetzen konnte. Die Luxemburger Miliz und die Zollbeamten fanden meinen Ausweis nicht in Ordnung, aber ich hatte keinen anderen.

Ich dachte nur: "Evy Feller hätte mich bestimmt viel schneller über die Grenze gebracht".

#### Jean-Paul Hoffmann

Vor 50 Jahren starb Prof. Anna Wilhelmy (1910-1967)

# Erinnerungen an eine außergewöhnliche Frau

Am Nachmittag des 24. Juni 1967 starb in einem hauptstädtischen Krankenhaus die gebürtige Viandenerin Anna Wilhelmy. Sie hatte am Vortag, dem Nationalfeiertag, während des Abschiedskonzertes der Chorale der Mädchen-Oberprimärschule, welches sie auf der «Place d'Armes» dirigierte, einen Schlaganfall erlitten. Dieses Konzert sollte nicht nur ein Abschied sein von "ihrer" Chorale. Sie starb am Nachmittag des folgenden Tages. Am selben Nachmittag wurde meine erste Tochter Annick geboren. Anna Wilhelmy sollte, wie schon 24 Jahre früher bei mir selbst, Taufpatin werden.





D'Joffer Wilhelmy

Das letzte Bild von Anna Wilhelmy auf der «Place d'Armes» kurz vor ihrem Schlaganfall

#### Die Viandener Kindheit

Anna Wilhelmy wurde als älteste von sieben Kinder des Kirchenmalers Carl Wihelmy (1877-1951) und der Catharina Klees (1877-1938) am 4. Juli 1910 in Vianden auf dem «Mäsgoort» geboren.

Ihre Kindheit war unbeschwert und sie war sich auch nicht zu schade, bei den Jugendstreichen kräftig mitzuwirken. So erzählte sie mir, was man ihr eigentlich später nicht so sehr zugetraut hätte, wie sie und ihre Klassenkameraden in jungen Jahren, an Familienmitglieder von Amerika-Auswanderern Mitteilungskarten versandten, um diese zu bitten, am nächsten Tag zu einer bestimmten Zeit ein größeres Paket aus den USA am Benny-Bahnhof in Empfang zu nehmen. Verwundert war nicht nur der Bahnhofvorsteher, dessen Sohn die Zustellungskarten heimlich entwendet hatte, sondern auch die mit ihren Karren am Bahnhof versammelten Einwohner, welche vergebens auf die unverhofften Geschenkpakete warteten.

Um "Versöhnung bemüht", hatte sie im Namen des Hôtel Heintz-Inhabers einen Brief an dessen Nachbarin "Homesse Josefine" verschickt mit der Aufforderung den bestehenden Zwist zu vergessen und als äußeres Zeichen der Versöhnung sollte sie eine Flasche Bordeaux-Wein in Empfang nehmen. Als Josefine vorstellig wurde, war man im Hôtel Heintz natürlich sehr überrascht über diesen versöhnenden Brief. Josefine konnte trotzdem ihren edlen Tropfen mit nach Hause nehmen.

#### Die Pädagogin

Anna Wilhelmy wurde Erzieherin und als Primärschullehrerin fand sie ihre erste Anstellung 1934 in Schwebach, einem kleinen Dorf in der Gemeinde Saeul. Am 2.Oktober 1936 war ihr erster Schultag in Heffingen, wo sie sich sehr wohl fühlte. Sie blieb bis 1951. Hier war sie demnach auch während der Kriegsjahre tätig. 1948 belegte sie zwischendurch Hochschul-Kurse in Paris und Genf. Mit der Familie Colbach - der Vater Theodor Colbach war Bürgermeister während ihrer Lehrtätigkeit in Heffingen -, verband sie zeitlebens eine enge Freundschaft.





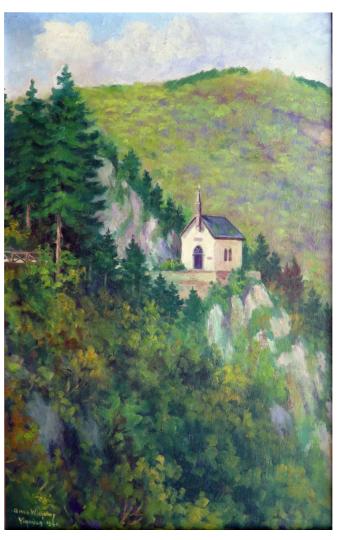
Anna Wilhelmy mit den Heffinger Schülerinnen

Inzwischen hatte sie ihr 1. Rang-Examen bestanden. Von Heffingen führte ihr Weg nach Luxemburg-Stadt, nach Cessingen. 1956 wurde ihr eine Anstellung an der Oberprimärschule für Mädchen in Belair angeboten. An der neugeschaffenen Mittelschule war sie anschließend bis zu ihrem Tod Professorin. Diese Promotion hat sie ganz besonders geehrt und sie, die makellose Pädagogin, war sehr stolz, den Titel einer Professorin tragen zu dürfen.

#### Die Künstlerin, Sängerin, Komponistin, Autorin und Lokalkorrespondentin

Die Freude an der Kunst und die Liebe zu ihrer Heimatstadt hatte sie von ihrem Vater, Carl Wilhelmy, geerbt, den sie ganz besonders verehrte.

Ihre Malkunst war wenig bekannt. Sie selbst konnte die Zeichenschule ihres Vaters nicht besuchen, da diese ausschließlich ihren männlichen Schulkameraden vorbehalten war. Eines ihrer seltenen Bilder zeigt die Bildchen-Kapelle in Ölfarbe aus dem Jahr 1940. Hier erkennt man ganz deutlich die Handschrift ihres Vaters.



Ölgemälde aus dem Jahr 1940

Ihre Verehrung der Mutter Gottes vom Bildchen hat sie in dem, im Jahre 1954 erschienen Büchlein «Marienkult in Vianden oder Die Geschichte des Bildchens von Vianden» niedergeschrieben.

Zeitlebens ist sie der Limpertsberger Chorale treu geblieben. Jahrzehntelang wurde die Mitternachtsmesse aus der Limpertsberger Pfarrkirche live übertragen. Ihre Sopranstimme durfte nicht fehlen. Am frühen Morgen führte dann der Weg nach Vianden, wo sie anschließend die Weihnachtstage mit uns verbrachte. Besonders stolz war sie, wenn sie klavierspielend mit uns Kindern die schönsten Weihnachtslieder singen konnte.



Auch war sie jahrelang Sängerin in der «Chorale Mixte du Conservatoire» unter Jean-Pierre Kemmer, Komponist und Mitglied des RTL-Orchesters.

Sie leitete außerdem den Kinderchor der Heffinger Primärschule sowie, später, den Kinderchor der der Limpertsberger Pfarrei.

Anna Wilhelmy blieb zeitlebens sehr eng mit Vianden verbunden, trotz ihres beruflichen Wirkens außerhalb ihrer Heimatstadt. Regelmäßig zur Bildchenoktav verfasste sie einen Beitrag im Luxemburger Wort und verweilte während dieser Zeit in Vianden. Andere Beiträge im Luxemburger Wort waren u.a.:

- Eppes klenges iwer de Veiner Nössmoort 4.10.1946
- Um das stille Wirken einer Ordensfrau 18.11.1953
- Dicks und Vianden 24.2.1956
- Hundert Jahre Schulschwestern in Vianden 30.9.1955
- Brief aus Vianden 2.3.1957
- Der «Jaudes» in Vianden 18.4.1957

#### sowie:

• Ein Stück Vianden. (Centenaire de la Philharmonie de Vianden 1948)

In ihren Jahren in Schwebach und Heffingen, hatte sie eine Reihe von Beiträgen verfasst, die im Luxemburger Wort in der Rubrik «Lose Blätter» mit dem Pseudonym Ay veröffentlicht wurden.



Lugemburg, ben 17. August 1937.

Am Getreidefeld!

Eben standen die Getreidefelder noch im Glanze ihrer reisen Aehren. Ich stand vor der goldenen Fülle wie vor einer lebendig bewegten Mauer. Wie leises Singen zitterte es durch die Halme. Zitronenfalter wiegten sich auf den schwellenden Halmen. Bienlein umsummten sie.

Am äußersten Ende lockte eine Bachtel.

In jubelnden Trillern lchwang sich die Heidelerche aus dem wogenden Wald und kletterte an ihren eignen Liedern in die Luft. Immer leiser tönte ihr süßer Sang, dis er schließlich in einem schmelzenden Tremolo erstarb.

Doch bald stieg wieder ihr Lied; sie flog in Spiralen abwärts, ließ sich plötzlich senkrecht fallen. Am Boden sang sie die letzte Strophe ihres Jubelgesangs.

Sirrend hüpften Heupferdchen an mir vorbei. Ameisen kletterten an den Halmen entlang. Grillen zirpten am Rain. Da flitte ein Häslein in langen Sätzen über den Weg und verschwand im Aehrenfeld. Mit zu Boden gerichteter Schnauze und eingezogenem Schwanze lief Karo mehrere Male um das Feld, dann legte er sich knurrend in die Sonne.

Aus dem goldenen Meer leuchteten Kornblumen, Wohn und Raden. Die Ackerrinde rankte sich empor. Am Rain nickten Ackerkrahdistel, Natterkopf, Skabiose und Johanniskraut und vervollständigten das bunte Bild.

Die Sonne sank dem Westen zu. Ihre Strahlen streichelten noch einmal siebevoll über das wogende Aehrenseld und starben dann in roter Glut.

Noch stand das Korn ...

Bald nahten die Schnitter. Die Sense blitzte auf wie ein Signal. Mähmaschinen ratterten und all diese goldene Aehrenherrlichkeit sank zu Boden. Das war das Ende vom Blühen und Reisen auf den Feldern. Drinnen im Heim halten Kinder die Hände vor dem Brot.

Ueber öde Stoppeln wird bald der Herbstwind streichen. An.



Lugemburg, den 13. Juli.

Sommerabend!

Die Sonne versinkt hinter den weiten Feldern. Ihre ersterbende Schönheit empfängt noch einmal liebevoll die Kuppen und Wälder.

Leise sinkt der Abend nieder.

In langen Schwaden zieht der Nebel zu Tal. Das Bächlein eilt murmelnd durch die Wiesen und raunt den Blumen und Binsen seine Märchen zu. — —

Die Gräser zittern leise, da sie der Abendwind geküßt hat. Die Blumen schließen ihre Kelche und nicken im Traume. Durch die reisen Kornselder geht ein leises Singen wie von segnenden Engeln.

Um Rain, zwischen Thymian und Feldnelkenstöckchen, zirpt eine Grille — Nachtfalter flattern über den Weg — Leuchtkäser schwirren in der Lust. In den Baumkronen fäuselt es leise.

Die Bögel horchen in den Zweigen, sie haben den Kopf ins Gesieder gedrückt und schweigen.

Im nahen Wäldchen lockt ein verspätetes Nachtigallenpaar in weichen Tönen. Ihre süßen Stimmen schmelzen ineinander und ihr leiser Zwiegesang klingt wie ein Lied von junger, seliger Liebe.

An einem Baum lehnt eine Maid und schaut mit großen Augen träumend ins Weite. Gedämpst klingt das Jauchzen der Kinder in diese Einsamkeit.

In der Ferne singt eine helle Stimme ein schwermütiges Volkslied. Die schlichten Töne schwellen an und wie verhaltene Leidenschaft zittert es durch die wonnige Luft.

Ganz leise tönt eine Abendglocke über das Feld, dann noch eine und wieder eine. Alle umliegenden Dörfer vereinigen sich zum Hymnus, der sich ausschwingt im englischen Gruß

Wie Friede und Glück steigt es im Herzen auf. Du sühlst, daß es doch etwas Großes um die stille Weihe eines Sommerabends ist. Das stürmische, wildbewegte Herz wird ruhiger, Haß und Mißtrauen schwinden; es glaubt inniger an Güte und Treue und Glück.

Aŋ.

Aus ihrer Heffinger Zeit stammt auch das Lied «Hiefenech», das sie 1939 gelegentlich der 100 Jahre-Unabhängigkeitsfeier komponierte.



#### Die Kriegsjahre

Die Kriegsjahre hat Anna Wilhelmy als Lehrerin in Heffingen verbracht. Sie war sicherlich keine Resistenzlerin im Sinne des Wortes aber deutschfeindlich. Während dieser Zeit war sie zeitweise von den Nazis nach Deutschland zwangsverpflichtet. 1955 schrieb sie in ihr Tagebuch gelegentlich eines Ausfluges nach Bernkastel an die deutsche Mosel: «...Seit dem Jahre 1942 war ich nicht mehr in dieser Gegend gewesen. Damals war ich zwangsweise hier... gestern war es für mich ein stolzes Gefühl, als freier Luxemburger diese Orte wieder aufzusuchen. Wie fuhren durch Brauneberg, wo ich ein Jahr als Lehrerin amtiert habe».

Während ihrer Heffinger Jahre war sie sehr tief befreundet mit dem Lehrerkollegen P.K. Die Verhaftung ihres Bruders Bernard und ihres Schwagers Willy – mein Vater – am 14. Dezember 1943 in Vianden, war sicherlich mitentscheidend an der Auflösung dieser Freundschaft. Sie musste miterleben, wie ihre Schwester Elie – meine Mutter - mit ihren drei Kindern, welche weniger als zwei Jahre alt waren, von heute auf morgen mittellos waren und auf die Fürsorge von Verwandten und Bekannten angewiesen waren.

Im Buch «D'Pupilles de la Nation erënneren sech» schrieb Yvonne Spautz, dessen Vater, ein Gendarm in Ulflingen, am 2. Februar 1945 im KZ Sachsenhausen von den Nazi erschossen wurde und die Familie damals in Heffingen Zuflucht fand, folgenden Satz: «D'Joffer Wilhelmy hat ganz diplomatisch mech an d'Fielser Schoul ugemellt, ewell zu Hieffenech e Schoulmester wor, dén als «Deutschtum Verehrer» bekannt war.» Dieser Lehrer war P.K. der, wie viel seiner Kollegen, nach dem Krieg durch Gerichtsurteil amtsenthoben wurde.

#### Die Ersatzmutter

Die Verhaftung meines Vaters am 14. Dezember 1943 und die anschließende Ungewissheit bis zu dessen Tod am 5. April 1945 im KZ Dachau haben die beiden Geschwister noch enger zusammengeschweißt. Als unsere Mutter im August 1957 an einer unheilbaren Krankheit erkrankte und am 29. November 1957 starb, wurde Anna Wilhelmy, die nie verheiratet war und nur eine unglückliche Freundschaft kannte, zu einer außergewöhnlichen Ersatzmutter für uns drei Kinder. In ihrem Tagebuch hatte sie hierzu Folgendes vermerkt: ...ich habe Elie versprochen, so gut es geht, die Mutter zu ersetzen... Diese Rolle spielte sie meisterhaft. Bereits nach dem Tod ihres Vaters hatte sie auf ihren Erbanteil verzichtet, um unserer Mutter zu ermöglichen, das Geburtshaus auf dem «Mäsgoort» zu erwerben.

Ein außergewöhnlicher Moment in meinem aber auch in ihrem Leben als Ersatzmutter war meine Hochzeit am 16. April 1966, als sie mich zum Traualtar führte. Sie, die begnadete Sängerin, hat ein letztes Mal ihre Solostimme mit César Franck's «Panis Angelicus» erklingen lassen. Wenn später bei den Hochzeiten meiner beiden ältesten Töchter diese Melodie von der Empore erklang als Erinnerung an Anna Wilhelmy, konnten meine Augen nicht trocken bleiben.

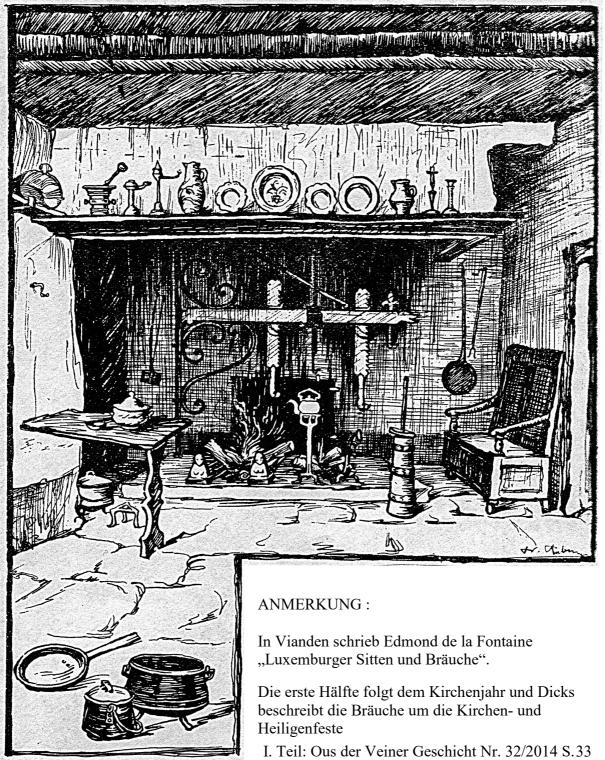
#### Ausblick

Nach ihrem Tod am 24. Juni 1967, wurde Anna Wilhelmy am 27. Juni auf dem Viandener Friedhof im Familiengrab beigesetzt. Ihre Chorale der Mädchen-Oberprimärschule unter der Leitung von Lehrer Wallers war ein letztes Mal angetreten, um von ihrer Dirigentin und Gründerin Abschied zu nehmen.

# Edmond de la Fontaine

# LUXEMBURGER SITTEN UND BRÄUCHE

(geschrieben in Vianden)



II. Teil: Ous der Veiner Geschicht Nr. 33/2015 S.35

In der zweiten Hälfte schildert Edmond de la Fontaine die Gebräuche des bürgerlichen Lebens um Heirat, Geburt, Tod, Kirmes, Erntebräuche

Beginn: Ous der Veiner Geschicht Nr. 34/2016, Fortsetzung: Ous der Veiner Geschicht Nr. 35/2017.

J.M.

# Zweiter Theil

## Fortsetzung

#### Kochlöffelanhängen

Unberufenen, namentlich Kindern, welche sich zuviel in der Küche aufhalten und hiedurch Störungen verursachen, wird zum Scherz heimlicherweise der Kochlöffel angehängt, womit den Eindringlingen bedeutet ist, sich rasch zu entfernen. Noch entsinne ich mich recht lebhaft des heilsamen Schrecks, den in meinen Kinderjahren die einfache Drohung des Kochlöffelanhängens bei mir hervorbrachte; denn verwirklichte sich die Drohung, so erfolgte regelmäßig darauf ein allgemeines, für den Löffelträger höchst beschämendes Hohngelächter.

Der Kochlöffel, wie wir schon bei dem Holaufhängen wahrnahmen, und bei den Heirathsbräuchen noch finden werden, ist der Scepter der Hausfrau, das Symbol ihrer Herrschaft: Die Köchin ist nur ihre Vertreterin. Derjenige, dem man dieses Machtzeichen anhängt, wird hiermit bezeichnet, als wolle er jene Herrschaft usurpiren, und so lächerlich gemacht.

#### Landwirthschaft

Über Sitten und Bräuche, welche sich direkt oder indirekt auf den Ackerbau beziehen, handelt fast jede Rubrik dieser Schrift. Hier will ich das blos zusammentragen, was sonst keine geeignete Stelle finden konnte.

Dreschen. Die zuletzt zum Dreschen kommende Garbe, heißt die Grundgarbe. Auf dieselbe schlagen die Drescher alle zusammen gleichzeitig und nennen das: den Hahn todt schlagen. Der Hausherr ist den Dreschern hierauf eine Mahlzeit schuldig. Auch wird in die letzte Garbe eine Flasche Branntwein, die den Dreschern zu gut kommt, versteckt. (S. Mannhardt, Baumkultus, 215, 280.) "Wenn beim Dreschen die letzte Garbe, Heichelgarbe, gedroschen ist, so erhalten die Drescher einen Schmaus". (Schmitz, I., 96.)

Werg und Flachsbereitung. Das Frauenzimmer, welches beim Dörren des Flachses das Feuer schürt, heißt die Hexe. Das Schwingen wird gemeinschaftlich betrieben; die Dorfmädchen versammeln sich der Reihe nach in jedem Haus, und nach beendeter Arbeit wird ihnen von der Hausfrau Kaffee und Obstkuchen, namentlich Zwetschentorten, verabreicht. Ein Hauptspaß der männlichen Jugend ist es alsdann, durch List den Mädchen die Kuchen oder die Torten wegzustehlen.

Wenn zu Greisch die Weiber den Flachs lieferten, mußten sie jedem Pfund ein Ei beilegen; dafür wurden sie aber auch mit Käse, Brod und Wein bewirthet.

Zuchtvieh. Unsere Weisthümer erwähnen diesen Gegenstand häufig und bezeichnen das Zuchtvieh mit Zilfehe und Wasel, Fasselviehe, Geriedt und Gemechtz. Der Hengst wird Foellen und Fuel genannt. Besonders Gewicht schien man auf einen schwarzen und einen weißen Widder, die gleichzeitig vorhanden sein mußten, zu legen. Das Weisthum von Besch verfügt, unter Androhung einer willkürlichen Buße, daß der Hengst oder der Stier, der auf fremdem Eigenthum graset, nur gütlich und manierlich ohne Klage auf Schadenersatz abgewehrt werden kann. Die Verpflichtung das Zuchtvieh zu halten, lastet auf dem Grundherrn oder dessen Vertreter, Meier oder Hofmann, so wie auf dem Ortspfarrer. Eine Entschädigung hierfür ergeht aus dem kleinen Zehnten. Nach dem ripuarischen Gesetz gehörten zu einer Heerde 12 Stuten und ein Beschäler, 12 Kühe und ein Bulle, 6 Säue und ein Eber.

Schafe. Zu Schönfels waren die Fröhnder verpflichtet, dem Gutsherrn im Mai die Schafe zu waschen und zu scheeren, nachdem der Meier auf herrschaftliche Kosten die Scheeren hatte schleifen lassen. Die Frau, die drei Schafe geschoren hatte, erhielt morgens Suppe und Brei, Mittags Suppe und gebührliches Fleisch und Bier oder Wein; je fünf Wiebern verabfolgt die Herrschaft einen Eierkäs, den man Schafkirmeß nannte (Hardt, 674).

Bienen. In ganz besonderer Weise wird in unseren Weisthümern des Bienenfundes gedacht, weniger wegen des Honigs, als wegen des hohen Werthes des in jener Zeit zu Siegeln und Kerzen so vielfältig gebrauchten Wachses. Ein gefundener Schwarm gehört dem Grundherrn gewöhnlich zur Hälfte. Wer gegen das Fundrecht frevelt, verfällt in des Herrn Gnade. Wie in der Eifel (Schmitz, I., 40, 43), gilt auch örtlich bei uns die Ansicht, daß das Bienenvolk, welches auf Frohnleichnamstag schwärmt, eine Monstranz und auf Johannistag einen Kelch baut. In der Mythologie ist die Biene ein heiliges Thier.

Weide und Acker waren einerseits ein Bedürfniß und anderseits eine wichtige Erwerbsquelle für den Grundherrn in einer Zeit, wo Schaf- und Schweinezucht im Großen betrieben wurden. Die Herrn hatten Recht auf Weidgang und Ackermast auf den Fluren und in den Waldungen des ganzen Landes. Die Unterthanen durften nur gewinterte, d. h. vor Lichtmeß im Stall gehaltene Schafe zur Weide, und vor Johannis am eigenen Trog erzogene Schweine in den Acker treiben. Von später ausgesetzten Schweinen, so wie von denjenigen, welche das für jedes Gut bestimmte Verhältniß überschritten, wurde je nach der Bestimmung, ob es ein ganzer oder halber Acker sei, dem Herrn Ackergeld, Ackerschatz, auch *Dême* genannt, entrichtet. Die Bestimmung des ganzen oder halben Ackers geschah auf folgende Art. Auf St. Andreastag gingen die Schöffen in den Wald auf eine Stelle, wo die Heerde Schweine nicht zum meisten und nicht zum wenigsten hingetrieben worden war. Dort setzten sie sich auf die Erde, und konnten sie, indem sie um sich griffen, den Däumling eines Fausthandschuhes, luxemb. *Möl*, vollständig oder nur theilweise mit Eicheln, Bucheln, oder Hagebutte füllen, so bestand ganzer oder halber Acker (*Hardt*, 355, 431, 498).

"Von Michelstag an bis zum Winter und im Frühjahre bis zum Markustag bestand das sogen. "Weiderecht". Jedem Viehzüchter war es während dieser Zeit erlaubt, sein Vieh auf das Eigenthum eines andern zu treiben. Nach Markustag aber wurde der Viehhüter gedingt, welcher sämmtliches Rindvieh des Dorfes zu hüten hatte, und zwar nicht mehr auf dem Felde, sondern in den naheliegenden Wäldern.

Nach dem Weiderecht kam das sogenannte "Schäferrecht". Nach Markustag mußten alle Öffnungen in den Zäunen und Hecken, welche die Garten u. s. w. umgaben, aufs sorgfältigste geschlossen werden. Kam nun der Viehhüter an einer Hecke vorbei, wo er seinen Hut noch durch eine Öffnung werfen konnte, so war der Besitzer der Hecke für ein Roggenbrod und

eine Flasche Branntwein bestraft, was er an den Hirten entrichten mußte. ("Das Luxemburger Land", Nr. 13, 1882.)

Feldpolizei. Die Wald- und Feldpolizei lag vor 1795 in den Befugnissen der Ortsgerichte, des Meiers oder Centners. Das unseren heutigen Feldhütern und Förstern entsprechende Personal, welches damals mit noch manchen anderen Geschäften betraut war, kommt unter verschiedenen Benennungen vor, wie z. B. Bote, Waldknecht, Bannhüter, Feldschütz u. s. w., im wallonischen sergant. Der volksthümliche Name Preter für Feldhüter ist eine bloße Umlautung des lateinischen pretor (ruralis) = Vorgesetzter. Ob dieser Name aus der Zeit der römischen Oberherrschaft stammt, mag ich nicht entscheiden. Die Besoldung dieser Beamten bestand hauptsächlich aus einem Theile der Bußen, aus gewissen einträglichen Vorrechten und in Naturalien. Das Weisthum von Dalheim liefert uns in seiner alten, kaum noch verständlichen Sprache, die ich hier, so treu wie möglich, hochdeutsch wiedergebe, einige merkwürdige Beispiele hierüber:

Item soll der Bote die Achten und die Brühle hüten; geschieht Schaden darauf, so muß er die Schuldigen anzeigen und thut er das nicht, so bezahlt er den Schaden; den Frohnschnittern muß er zu trinken tragen und soll helfen aufheben. Dafür hat er zu Lohn in den Achten eine Garbe, die er mit einem im Walde geschnittenen Seil umbinden und dann umzustoßen vermag. Dem Hofmann bleibt jedoch die Wahl, entweder dem Boten diese Garbe zukommen zu lassen oder ihm ein halbes Malter Korn zu geben. Item soll der Bote den Mähern in den Achten (bei der Haferernte) zu trinken tragen, Seile und Rechen hinbringen und helfen aufheben. Darauf hat er das Recht sich mit einem im Busch gesuchten Seile, das keine durch Knoten angefügte Verlängerungen hat, eine Garbe zu binden, die er wie vorhin, umzustoßen im Stande ist. Auch hier bleibt dem Hofmann das Recht, dem Boten die Garbe zu verabfolgen, oder denselben mit einem halben Malter Hafer zu entschädigen. Im Text steht für Hafer ewen, ein Wort, das vom lateinischen avena = Hafer herzuleiten ist. Item in dem Frohnbrühl (Frohnwiese) soll der Bote den Mähern zu trinken tragen, helfen das Gras wenden und das Heu auf Haufen bringen, deren sieben gemacht werden. Wenn der Bote dies gethan hat, so ist einer dieser Haufen sein Eigenthum. Um denselben abzuholen, muß er einen mit zwei Ochsen und drei Pferden bespannten Wagen herbeibringen; nachdem das Heu geladen ist, legt man das dickste Ende des Wiesenbaumes anderthalb Fuß vor die Vorderräder. Kommt das Fuhrwerk nicht im ersten Zuge über dieses Hinderniß, so muß der Wagen bis auf die Leitern wieder abgeladen werden.

Der Streprèter (Strohfeldhüter) ist ein, an einem in der Erde steckenden Pfahl befestigter Strohwisch. Wie vor alter Zeit findet diese einfache Vorrichtung noch tagtägliche Anwendung zum Hegen der Fluren und Sperren der Wege. (Grimm, R. A. 195.)

## Namenstagfeier

Die Kirche legt weniger Werth auf den Tag der natürlichen, als auf den der geistigen Geburt, den Tag, an welchem der Mensch durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft aufgenommen wird und den Namen eines Heiligen, der fürder sein Patron sein soll, empfängt. Daher ist es bei uns, wie in allen katholischen Ländern Sitte, statt des Geburtstags den Namenstag zu feiern.

Am Vorabend dieses Tages wird von Verwandten oder Freunden dem Gefeierten ein dem Alter, Geschlecht und Stand entsprechendes Geschenk nebst einem Blumenstrauß überreicht, wobei ein Glückwunsch nicht fehlen darf. Neben der kurzen Formel: "Ich wünsche Euch ein

glückseliges Patronsfest", besteht ebenso allgemein im Volke, in mehr oder weniger alterirter Form, der folgende Glückwunsch in Versen:

Ein Glöcklein hört ich gestern läuten, Was soll das Glöcklein wohl bedeuten? Da dachte ich ein wenig nach . . . Ach, morgen ist sein Namenstag. Gleich pflückte ich für dich allein Dies kleine Blumensträußlein. Du sollst daruber nicht erschrecken, Ich pflückt' es nicht in Dornenhecken! Ist's auch nicht ganz von Roßmarein. Es wird dir doch gefällig sein.

Der Gefeierte erwiedert die Aufmerksamkeit seiner Freunde mit einer kleinen Zeche.

#### Neubauten

Wenn die Mauerer einen Bau vollendet haben, so setzen sie einen Strauß auf, worauf der Eigenthümer des Baues die Mauerer zu tractiren hat. Bei dieser Gelegenheit pflegt einer der jüngsten Arbeiter von der Höhe des Giebels herab ein Durcheinander von allerlei wirren und dunkeln Vorstellungen auf die möglichst komische Art vorzutragen, was man die Predigt nennt. Je ungereimter dieselbe klingt, desto gelungener ist sie. Auch in andern Ländern setzt man auf das vollendete Gebäude einen Strauß, aber dem unserigen scheint die vorerwähnte Predigt eigen zu sein.

Bei größeren Gebäulichkeiten kommen bei uns, wie überall, die Ceremonien des Legens des ersten Steins vor.

Wie alle Dorfbewohner sich an dem Bau eines Hauses im Orte betheiligen ist S. 25 angemerkt. (Vergleiche Schmitz I., 97 und Mannhardt, Baumkultus, 218 f.)

#### Pfarrverhältnisse

Die ersten, in unserem Lande bekannten Gotteshäuser sind einige Oratorien und Klosterkirchen. Erst nachdem das Capitular von 816 den Grund zur Parochialordnung gelegt hatte, eine Ordnung, die besonders der h. Willibrord bei uns einführte, entstanden eigentliche Pfarrkirchen. Gemäß demselben Capitular mußte eine solche Kirche nebst einem Pfarrhaus mit Garten, eine Aussteuer - das Gotteshaus wurde wie eine Braut betrachtet - von wenigstens einem Mansus, d. h. ein Grundeigenthum, dessen Einkünfte eine Familie ernähren konnten, erhalten. Dies ist der Ursprung der heutigen Widdemgüter. Außerdem floß in das Kirchenvermögen die schon bei den Juden und im Keime bei den Heiden (Grimm, D. M. 37) vorkommende und unter dem Namen Zehnte bekannte Naturaliensteuer. Das Capitular von 801 verordnete, daß dieser Zehnte in drei zu theilen sei, nämlich ein Theil für die Unterhaltung des Gotteshauses, der zweite für die Armen und der dritte für den Pfarrer. Einnahme und Vertheilung dieser Steuer mußten vor Zeugen gemacht und in ein besonderes Register eingetragen werden, womit der Grund zu den jetzigen Kirchenfabriken gelegt war. Im Verlauf der Zeiten wußten die Kapitel, die Abteien und die hohen geistlichen Persönlichkeiten, wie weltliche Machthaber, durch oft wenig erbauliche Mittel, den größten Theil

aller dieser Pfarreinnahmen an sich zu bringen. In verschiedenen Diözesen machte man, den gesetzlichen Bestimmungen zuwider, aus dem Zehnten vier Theile, damit auch der Bischof einen solchen erhalte. (Histoire ecclés. de la province de Trèves, par M. l'abbé Clouet, II., 532, 533.) Über die Art und Weise, wie z. B. die Abtei von St. Maximin die Pfarrei Mersch ausbeutete s. Publications XI., 11 f. Als eine neue Quelle von Einkünften ersann man nun die Opfergänge, die ursprünglich blos an den vier Hochzeiten des Jahres, bekanntlich Ostern, Pfingsten, Allerheiligen und Weihnachten, stattfanden, später aber immer häufiger wurden.

Doch auch die Opferkasten verfielen bald zum Theil in die Gewalt unberufener Habgier (Hardt, 553, 567). Mit der Beschlagnahme des Zehnten hatten die Zehntherren die Verpflichtung übernommen, die an diese Steuer geknüpften Bedingungen zu erfüllen. Dies geschah aber meist in so kümmerlicher Weise, daß die Ortspfarrer sich gezwungen sahen, zu Nebenerwerbsquellen ihre Zuflucht zu nehmen; wir finden daher Geistliche als Pächter, Frucht- und Viehhändler (s. Verordnung von 1624, bei Ferron, Essai d'un système du droit coutumier, 35), wie als Gastwirthe. Besonders aber nagten die Kapläne faktisch am Hungertuche, so daß der Volkswitz denselben den Spottnamen Speck beilegte. Von einem, dem Domstift von Trier als Grundherrn zugehörigen, auf unserer Mosel gelegenen Dorfe, das damals fast ausschließlich aus Bettlern bestand, hieß es: "Der Kaplan ginge gerne mit betteln, wenn er nur Schuhe besäße". Aus dieser unwürdigen materiellen Stellung der Pfarrer und ihrer Kapläne entsprangen ferner die Gebräuche des Heischens, wie sich unsere Urkunden ungeschminkt ausdrücken (Heischen = betteln) von Ostereiern, Kirmeßfladen, Broden, Weizen u. s. w., eine Sitte, welche, seitdem die Geistlichkeit regelmäßige Staatsgehälter bezieht, dennoch bis heute fortbesteht, indem örtlich der Pastor noch jedes Jahr Getreidegarben oder neuen Wein, oder beides zugleich, unter dem Namen freiwilliger Gaben einsammelt. Obgleich also für alle Bedürfnisse der Pfarrei anfänglich stets genügend gesorgt werden mußte, und oft sehr reichlich gesorgt worden war, fielen immer, abgesehen von den Stolgebühren, neue ungerechte Lasten auf die Gemeinden, Lasten, die oft unerschwinglich waren und hauptsächlich die Verwahrlosung herbeiführten, in welchen wir so manche unserer Pfarreien vor Einführung der modernen Ordnung der Dinge antreffen.

Unsere ersten Pfarrkirchen wurden fast ohne Ausnahme durch den Adel errichtet; den armen Leibeigenen wäre ja dies meist unmöglich gewesen. Hieraus ergab sich für den Adel das Collatons- oder Patronatsrecht, d. h. das Recht den Geistlichen zu bezeichnen, der an der Spitze der Pfarrei stehen solle, sowie die Sitte, die herrschaftlichen Gutsbesitzer in die Kirche zu begraben. In den letzten Zeiten hatten im allgemeinen die Abteien und Klöster sich dieses Patronatsrechts, mit welchem auch sonstige Vortheile verbunden waren, bemächtigt.

Unsere Weisthümer geben uns noch manche Aufschlüsse über die früheren Pfarrverhältnisse.

Was das Kirchengebäude betrifft, unterschied man zwischen dem Schiff, dem Chor und dem Thurm. Die Unterhaltung und der Wiederaufbau der eigentlichen Kirche war eine Verpflichtung der Zehntherren oder der Collatoren; das Chor mußte der Pastor unterhalten, und für den Thurm hatte die Gemeinde zu sorgen. (Hardt, 115, 136, 216, 371, 568, 701.) Wer das Kirchenmobiliar und die zum Gottesdienst nöthigen Sachen zu stellen hatte, darüber bestanden örtlich verschiedene Bräuche. Prinzipiel war dies eine Pflicht der Zehntherren, allein sie wußten sich dieser, wie so mancher anderen Last mehr oder weniger zu entledigen. So stellt noch in Itzig der Abt von Echternach als Collator ein ehrliches Meßgewand, allein Meßbuch und Kelch, sammt aller zum Altar gehörigen Zuthat haben die Pfarrkinder auf ihre Kosten anzuschaffen. (Hardt, 371, 701; Publications, XII., 132.)

Die weltlichen Zwecke der Glocken scheinen in den unruhigen und bedrängten Zeiten des Mittelalters die religiösen Zwecke derselben oft überwogen zu haben. Die Glocken wurden nicht allein, wie noch heute bei feierlichen Gelegenheiten, welche mit der Religion nichts gemein hatten, angezogen, sondern dienten namentlich zur Berufung der Fröhnder zur Arbeit.

(Hardt, 672), zur Ankündigung der Grenzumgänge und der Jahrgedinge (Hardt, 127, 217, 605), und hauptsächlich als Sturmglocken zur Signalisirung von Feuersbrünsten und gewaltthätigen, feindlichen Überfällen. Die Kirchthürme, in welchen jetzt die Glocken allein hängen, waren anfangs befestigte Zufluchtsörter und Wachtthürme, und wahrscheinlich befanden sich schon Signalglocken in den jetzigen Kirchthürmen von Remich und Grevenmacher, bevor sich noch Kirchen an dieselben lehnten. In Vianden befindet sich der Glockenthurm einige hundert Meter von der Pfarrkirche entfernt auf einer Anhöhe. Einen ähnlichen Thurm ohne Glocken befand sich einst zu Weiler zum Thurm, und ein anderer vor einigen Decennien noch zu Bous, bei Remich.

Den Pfarrkindern war auch der Bau des Pfarrhauses auferlegt. Der Pastor hatte die Verpflichtung, dasselbe in gutem Stande zu halten und bei seinem Abzug aus der Pfarrei gewisse Gegenstände darin zu lassen. Das Weisthum von Brandenburg zählt zu denselben: Einen eisernen Stubenofen, den Hängel über dem Herd, drei Bettladen, einen Tisch mit seinen Bänken, einen Schrank, ganze Fensterscheiben und eine Stange in der Mauer, worauf die Vögel (Jagdfalken) ihren Sitz haben. Das Weisthum von Enscheringen nennt: einen Tisch, eine Bettlade, der Hängel über dem Herd und von jedem Hausgeräth ein Stück. (Hardt, 136, 215, 371; Publications, XII., 132.)

Den Kirchhof, wie das auf demselben zur Aufbewahrung der Todtenknochen bestimmte Ossarium, das die Weisthümer mit Kurmutter bezeichnen, herzugeben und zu unterhalten, war ausschließlich Sache der Gemeinde. (Hardt, 371.)

Dem Pastor stand es zu, den Küster, welcher gewöhnlich jedes Jahr aus einem anderen Hause der Pfarrei genommen wurde, zu ernennen. Über eine solche Küsterernennung liefert uns Hardt in dem Kirchenweisthum von Enscheringen ein Sittengemälde, das ein wahres Kuriosum ist. Hier gebe ich dasselbe, das in plattdeutsch geschrieben ist, so treu wie möglich hochdeutsch wieder: "Jedes Jahr soll am nächsten Sonntag nach St. Johannis Baptistae ein Nuntz oder Küster gemacht werden. Wenn derselbe erwählt ist, ist er dem Pastor, den sieben Sehnern und den Zehntherren ein Pfarressen zu Martini schuldig. Kommt er dieser Verpflichtung zur bestimmten Zeit nicht nach, so ist er zu einem doppelten Essen verurtheilt, es sei denn, daß das Aussetzen desselben mit Genehmigung aller Parteien geschehen sei. Diese Mahlzeit muß in Form und Gestalt gegeben werden wie folgt: erstlich stellt der Küster einen warmen und beguemen Platz und Sessel ohne Rücklehne; dann gutes Weizenbrod, Erbsen mit Speck gesotten, und der Speck an der Mamel (?) gebessert; gutes Rindfleisch und demnach Mostert; guten unvermischten Landwein; Reisbrei mit Streutraut darüber; guten Landkäs, und den Kuchen, der auf den Tisch kommt, soll er vorschneiden und jedem ein Stück auf seinen Teller legen. Das Essen soll 16 Schüsseln zählen; dem ehrwürdigen Herrn Abt zu Münster zwei Schüsseln, dem Pfarrer eine, den sieben Sehnern jedem eine und den drei Theilhabern am Zehnten jedem zwei. Ferner ist zu wissen, daß der Küster vor je zwei der genannten Personen eine Schüssel der vorerwähnten Gerichte setzen soll. Das Auftragen, wie das Wegnehmen darf blos nach erlangter Erlaubniß geschehen. Am Tage, wo dieses Mahl stattfindet, ist der Pastor verpflichtet, eine Messe zu celebriren, welcher alle Tischgenossen mit Andacht in der Kirche beizuwohnen schuldig sind. Nach beendetem Gottesdienst, und ehe man zur Tafel geht, muß der Nuntz die sieben Schöffen zu sich berufen, um die Kost zu schmecken. Der Küster soll und muß eine Kanne mit reinem Wasser, nebst Handtuch stellen und bereit sein, allen Wasser über die Hände zu gießen und ihnen dieselben wieder abzutrocknen. Wenn die Mahlzeit vorüber ist und die gratias gesprochen, sollen die Sehner mit dem Pastor aufstehen und die Zehntherren sitzen lassen, damit sie sich untereinander besprechen können, ob das Essen gerathen und nach alter Gewohnheit gegeben worden sei oder nicht. Mangelt etwas, so ist der Nuntz in der Zehntherren Strafe verfallen. Auch ist der Küster darnach schuldig, das Tischtuch zu säubern, wieder aufzulegen; wie Recht und Gebrauch diesen Herren ihre Kannen, die jede ein Maß hält, von Neuem mit Wein zu füllen und damit sind sie abgefertigt. Auch die Sehner mit dem Pastor erhalten nun sieben Maaß Wein. Darauf versammeln sich in der Wohnung des Altsehners oder in irgend einer andern die Hausfrauen der Sehner, und der Nuntz bringt ihnen dorthin ein Maß Wein, ein Stück Fleisch und ein ziemlich Brod. Schließlich bereitet der Küster das Nachtmahl, zu welchem der Herr Pastor berufen wird, und die Sehner mit ihren Hausfrauen und soviel ihrer Kinder, wie Gott ihnen schenkte, theilnehmen". Über die weiteren Einnahmen und Ausgaben des Küsters von Enscheringen, verweise ich auf besagtes Weisthum.

Der Pfarrer leitete die Schule, führte die Civilstandsregister und bekleidete manchmal gewisse weltliche Ämter. So finden wir z. B. im Jahre 1423 den Dechanten von Arlon als Generaleinnehmer aller Städte des Landes (Publications, XXVI., 19, 65); der Pastor fungirt als Notar (Publications, XXXV, 240), und in Dalheim verdient sich der Pfarrer sein Brennholz und die Ackermast durch seine Funktionen als Gerichtsschreiber. (Hardt, XLI., 150, 152). Die Verordnungen der Regierung, namentlich in Polizeisachen, mußte der Ortsgeistliche von der Kanzel herab bekannt machen. Örtlich wechseln die Lasten, wie die Rechte des Pfarrers. Daß er oftmals das Zuchtvieh hielt, haben wir schon S. 38 gesehen. In Kehlen beherbergte er gegen Vergütung den Abt, dessen Stellvertreter oder den Vogt. (Hardt, 401.) Der Pfarrer war nicht verbunden in der Bannmühle mahlen zu lassen (Hardt, 86), wenn er sich aber derselben bedienen wollte, wurde ihm vor allen andern gemahlen (Hardt, 98). Unter den sonstigen verschiedenen Rechten, welche der Pastor genoß (s. Hardt, 116, 373, 538 u. s. w.), bestand wohl das auffallendste darin, daß es ihm erlaubt war, Wein zu zapfen. Während er dieses Geschäft in einigen Ortschaften frei betreiben durfte (Hardt, 442), war er in andern verpflichtet, hierfür dieselbe Abgabe zu entrichten, wie sonst ein Wirth.

"Wie der Herr mit seinen Bauern leben sollte, und sie mit ihm leben wollen, das war ihr Scheffenweisthum. Wie der Pastor mit seinen Pfarrleuten verfahren sollte, und diese mit ihm zufrieden sein wollten, das war ihr Senderweisthum. Unsere Bischöfe besaßen wenig Macht bei uns". (Kalbersch, Geistige Getränke, I., 194).

Ließ die materielle Lage des Pfarrers meist viel zu wünschen übrig, so war hingegen seine geistige Stellung eine ganz überwiegende. Zu dem hervorragenden Ansehen, welches ihm die Religion erwarb, gesellte noch der Aberglaube eine besondere geheime Macht, worüber die von mir gesammelten Luxemburger Sagen und Legenden sprechende Beweise liefern. So wußte der Pfarrer, wo gestohlenes Gut hingekommen, konnte Diebe und Verbrecher zum unbeweglichen Stillstehen zwingen, besaß sichere Mittel, die Hexen zu erkennen, und verstand die Kunst, sich in eine beliebige Gestalt zu verwandeln.

Zur Einführung und Erhaltung des Christenthums haben die Klöster viel beigetragen, weit mehr aber der bescheidene Ortsgeistliche, der in beständigem väterlichem Verkehr mit seinen Pfarrkindern, am besten wußte, wo, wann und wie zu helfen sei.

In den gläubigen Jahrhunderten, welche dem heutigen vorangingen, bot die Dorfkirche unsern unwissenden, armen, geplagten Landesbewohner ein Interesse dar, das die sceptischen und an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewohnten jetzigen Generationen kaum mehr verstehen können. Auf den beschwerlichsten Wegen strömten, oft aus weiter Ferne, die frommen Pfarrkinder zu ihrem Gotteshaus, um alle ihre religiösen Pflichten zu erfüllen und die ihrem harten Schicksal so nöthigen Worte des Trostes und der Hoffnung aus berufenem Munde zu hören. Auch hier vernahm das Volk von der Kanzel herab die Daten des Jahres, die Verordnungen der Obrigkeit, wie die wichtigsten politischen Nachrichten, und der Predigtstuhl ersetzte Kalender, Gesetzblatt und Zeitung. Das Angelusläuten vertrat die Uhr, und welche Rolle den Glocken sonst noch zustand, ist vorhin angemerkt worden. Die Kirche war eine Freistätte für wirkliche oder vermeintliche Verbrecher. Alle Volksfeste schließen sich an Kirchenfeste an. Neben der Kirche tanzte die Jugend unter dem Laubdach der alten, ehrwürdigen Linde; hier hielt der Schöffenrath seine Gerichtssitzungen, und die Gemeinde ihre Versammlungen.

Vor 1795 gehörte das Herzogthum Luxemburg zu den Bisthümern Köln, Lüttich, Metz, Namur, Rheims, Trier und Verdun. Das Bisthum Trier umfaßte jedoch den weitaus größten Theil unseres Landes. Über die kirchliche Eintheilung hierlands s. Publications, VII, 239, XXI, 221.

### Rechtsalterthümer

Diesem umfangreichen Gebiete entnehme ich hier nur einige alte Rechtsgebräuche zur Erklärung verschiedener, heute noch gangbaren Ausdrücke und Redensarten.

En huot den Hallem driwer geschosst. (Er hat den Halm darüber geschossen), d. h. er hat eine Sache aufgegeben, darauf verzichtet.

Bei der Veräußerung von Mobiliargegenständen, wie von Grundgütern nahm der Verkäufer einen Strohhalm in die Hand und warf ihn von sich. Der Käufer hob den Halm auf und bewahrte denselben, um ihn nöthigenfalls vor Gericht als Beweisstück vorzulegen. (Grimm, R. A. 121, 127, 604; Publications, XXXV, 292, N° 478).

De Lèffel ob d'Seît léen (den Löffel bei Seite legen), d. h. sterben.

Das Hinlegen eines Stabes bedeutet das Niederlegen eines Amtes (*Grimm, R. A., 136*). Derjenige, welcher den Löffel bei Seite legt, verzichtet auf das Essen, mithin auf das Leben.

Hand. Symbolisch betrachtet, bedeutet die Hand Gewalt, wie die Redensarten: Èppes an der Hand hun, (Etwas in der Hand haben) und èppes aus der Hand gin (Etwas aus der Hand geben), d'Hant iwer ên halen (die Hand über einen halten), d'Hant fun éngem ofschloen (die Hand von einem zurückziehen), anzeigen. Die Hand ist das natürlichste, nächste, einfachste Zeichen. Zuweilen werden beide Hände gebraucht; wenn nur eine, ist es immer die rechte. Allgemeine Bekräftigung aller Gelübde und Verträge, denen die Sitte kein feierliches Symbol vorschrieb, war der Handschlag (wie bei uns noch die Verlobung heißt): Der Eine schlug in des Andern hingehaltene Hand, beide Theile verbanden ihre Gewalt dadurch gegenseitig (Grimm, R. A., 137, 138). Daher ist an d'Hant verspriêchen (in die Hand versprechen), ein viel kräftigeres Versprechen, als ein solches ohne Handschlag.

D'Hant op èppes léen. (Die Hand auf Etwas legen), d. h. von Etwas Besitz ergreifen.

Traf jemand sein Vieh in fremdem Besitz und wollte es wieder erlangen, so war Handauflage nöthig. Gewöhnlich mußte man vor Gericht mit der Rechten die Reliquien berühren und mit der Linken des Viehes linkes Ohr fassen. (Grimm, R. A., 140.)

D'Hènn gebonnen hun (die Hände gebunden haben), d. h. in die Unmöglichkeit versetzt sein, seine Kraft auszuüben.

Diese biblische Redensart ist von dem zu allen Zeiten bestehenden Gebrauch hergenommen, Gefangenen, Verbrechern u. s. w., welche man gleich unschädlich machen wollte, die Hände zusammen zu binden.

Éch gëf d'Hant der fir an d'Feier strècken. (Ich würde die Hand dafür ins Feuer strekken), d. h. ich wäre zum Äußersten bereit. Diese bildliche Affirmation stammt aus der Zeit der Gottesurtheile oder Ordalien. War eine That dunkel, ein Recht zweifelhaft, so konnten Prüfungen angestellt werden, durch deren untrüglichen Ausgang die angerufene Gottheit selbst, als höchster Richter, das Wahre und Rechte verkündete. Sie ruhten auf dem festen Glauben, daß jedesmal der Schuldlose siegen, der Schuldige unterliegen werde. Es gab mehrere Arten dieser Gottesurtheile, so wie verschiedene Unterarten derselben. Die einfachste Feuerprobe erscheint bei den Ripuariern. Der zum Urtheil zugelassene mußte seine bloße

Hand eine Zeit lang ins Feuer halten; war sie beim Herausziehen unversehrt, so galt er für unschuldig, sonst für schuldig. (Grimm, R. A., 908, 912.)

D'Wâszer leit kê Geft. (Das Wasser leidet kein Gift.).

Eine andere Gattung von Gottesurtheilen war die Wasserprobe. Der Angeklagte, mit einem Seil umwunden, wurde ins Wasser geworfen; schwamm er oben, so war er schuldig, ging er unter, unschuldig, und dann zog man ihn schnell heraus. Hierbei scheint ein altheidnischer Volksglaube zu walten, daß das heilige Element, die reine Fluth keinen Missethäter in sich aufnehme. Gegen Zauberinnen und Hexen wurde das Wasserurtheil während des 16. und 17. Jahrhunderts häufig angewandt. (Grimm, R. A., 923, 925.) Den Missethäter, die Zauberin, die Hexe, dieses Gift der menschlichen Gesellschaft, duldet das Wasser nicht. Bekanntlich trifft man häufig die Ringelnatter in Bächen und Flüssen. Das Volk, dem alle Schlangen giftig sind, behauptet, daß diese Thiere, ehe sie ins Wasser gehen, um sich mit den Aalen zu paaren, ihr Gift auf einen Stein am Ufer niederlegen, weil das Wasser kein Gift leide.

Mat de Fës op éngem treppelen. (Mit den Füßen auf einem treten), d. h. jemanden übermüthig behandeln, unterdrücken.

In der Vorzeit war es allgemeine Sitte, daß der Sieger, zum Zeichen vollständiger Bezwingung, den Fuß auf den zu Boden gestreckten Feind setzte (Grimm, R. A., 142).

Séch op de Mont schloen. (Sich auf den Mund schlagen), d. h. eine Schmähung widerrufen.

Bei Widerruf von Schmähungen mußte sich der Verurtheilte vor Gericht mit der Hand auf das Maul schlagen. (Grimm, R. A., 143, 711.)

Nuos an Oeren ofschneiden. (Nase und Ohren abschneiden). Eine scherzhafte Drohung Kindern gegenüber.

Nase und Ohren abschneiden war eine alterthümliche Strafe (Grimm, R. A., 708).

Enner dem Hittchen spillen (unter dem Hütlein spielen), sagt sich von zwei Personen, die mit einander einverstanden sind.

Bei Übertragung eines Gutes griffen Käufer und Verkäufer zu gleicher Zeit in einen Hut. Dasselbe thaten Personen, die sich mit einander verschworen. (*Grimm, R. A., 149, 151.*)

É mam Krâch huolen. (Einen beim Kragen fassen), d. h. gewaltsam anfassen.

Vermittels eines solchen Angreifens wurden Schuldner ihrem Gläubiger gerichtlich überliefert. (Grimm, R. A., 159). Statt Krâch, sagt man auch scherzhaft Schlawitchen. Dies Wort ist zusammengesetzt aus Schla für Schlapp = Schleife, Halsbinde, und aus Witchen, Diminutif von Witt = Seil aus einem gewundenen Zweig. Die Bedeutung von Schlawitchen, die heute verloren ist, geht nun ganz klar aus folgendem Passus von Grimm (R. A., 683) hervor: "Was hier Schlopf heißt, ist der Strang oder Strick, der dem Verbrecher zum Aufwinden und Erwürgen um den Hals gelegt wird; das einfache Alterthum drehte statt der hänfenen Seile, Zweige von frischem, zähem – Eichen= oder Weiden= – Holz". Schlawitchen ist also Synonym mit Galgenstrick, und während dieser letzte Ausdruck als ein böses Schimpfwort gilt, liegt in Schlawitchen nur mehr Galgenhumor.

D'Kreiz iwer èppes mâchen. (Das Kreuz über Etwas machen), d. h. eine Sache aufgeben, als verloren betrachten.

Der Kläger oder der Gerichtsbote steckte ein Kreuz von Holz an das Haus oder auf die Sache des verklagten oder verurtheilten Schuldners (Grimm, R. A., 172, 173).

Dén huôt de Spŏn (der hat den Span), d. h. Der hat Vermögen, ist reich, besitzt viel Geld.

Die gerichtliche Übergabe eines Hauses wurde symbolisch dadurch bewerkstelligt, daß der Frohnbote einen Span aus dem Thürpfosten hieb und dem neuen Besitzer einhändigte (Grimm, R. A., 174). Derjenige, welcher ein eigenes Haus besitzt, zumal in einer Stadt, galt früher und gilt noch heute für einen wohlhabenden Mann. Die Franzosen sagen in demselben Sinn: "Avoir pignon sur rue."

Bauszent der Dir dohém sin (vor der Thüre zu Hause sein), d. h. obdachlos sein.

Wenn im Alterthum der junge Germane das 21. Jahr erreicht hatte, mußte er frei und selbständig auftreten. "Er ward vom Vater vor die Thüre gestellt, gleichsam in den Wald, in den Hag hinaus; er ward ein Hagestalt, oder wie die neuere Sprache das Wort verderbt hat, ein Hagestolz". (Schreiber, Taschenbuch für Süddeutschland, V., 283). Das Sprichwort "Einem den Stuhl vor die Thüre setzen", bedeutet ebenfalls einen bisher zum Sitz Berechtigten aus dem Hause weisen. (Grimm, R. A., 189.)

De Schlessel op d'Grâf léen (den Schlüssel auf das Grab legen), d. h. auf eine Erbschaft Verzicht leisten.

Die Schlüssel sind das Symbol der Gewalt der Hausfrau. Die Hausfrau trug dieselben aufgehängt an ihrem Gürtel. Den Nachtheilen ehelicher Gütergemeinschaft konnte die Wittwe dadurch entgehen, daß sie gleich beim Begräbniß, durch Gürtelrecken oder Schlüsselwurf, ihrem Anspruch auf des Mannes Habe entsagte (Grimm, R. A., 176, 453.)

En huât de Stréck am Hals. (Er hat den Strick um den Hals), d. h. jemand ist in der Gewalt eines andern.

Solche, die sich auf Tod und Leben ergaben, trugen ein Seil um den Hals. (Grimm, R. A., 184).

Op Pol a Mol (Auf Pfahl und Mal) bedeutet die äußerste Grenze des liegenden Eigenthums.

Ein einziger Grenzstein, Mol, hatte früher keine Beweiskraft; es mußte ein Pfahl, Pol, dabei sein. (Grimm, R. A., 543.)

Éch ennerschreiwen et mat méngem Blut. (Ich unterschreibe es mit meinem Blute), sagt sich zur Wahrheitsbekräftigung einer Aussage.

Feierliche Eide, Gelübde und Bündnisse wurden mit Blut bekräftigt; hiervon gibt es aber nur Beispiele aus der ältesten heidnischen Zeit, die außerdem sagenhaft erscheinen. (Grimm, R. A., 192).

De Kâf brécht de Bal. (Der Kauf bricht der Pacht).

Wurde die verpachtete Sache verkauft, so hörte der Pacht auf. Das ist heute nicht mehr der Fall.

Op Lâf a Kâf. (Auf Lauf und Kauf), d. h. zum laufenden Preise, zum Marktpreise, kaufen oder verkaufen. Diese Redensart kommt u. a. in einem Weisthum von Arlon vor. (Prat, Histoire d'Arlon, II., 644).

Dem Lantfriden nét trauen. (Dem Landfrieden nicht trauen), d. h. kein Zutrauen in die Handlungen eines Menschen, oder in gewisse Zustände haben.

Der im Jahre 1495 in Deutschland verkündigte Landfriede machte dem Faustrecht wenigstens nominell ein Ende. Da diese barbarischen Zustände sich aber nicht plötzlich ändern ließen, traute man lange nachher dem Landfrieden nicht immer, daher obige Redensart.

Huower krëen, Huower gin. (Hafer kriegen, Hafer geben), d. h. Schläge bekommen, Schläge austheilen.

Wenn Weiber sich zankten und schlugen, so mußten sie dem Gericht einen Sack voll Hafer abliefern. Diese Sitte war besonders bei den Sachsen gebräuchlich. (Grimm, R. A., 667).

En as Golt wiert. (Er ist Gold werth), sagt sich von einem Menschen, der sich durch seine vorzüglichen Eigenschaften auszeichnet.

Die Franzosen drücken denselben Gedanken noch klarer aus, wenn sie sprechen: *Il vaut son pesant d'or* = Er ist sein Gewicht in Gold werth. Diese Redensweise rührt von dem Wehrgeld her, welches der Mörder für den erschlagenen Gegner zahlen mußte. Die Vergeltung und Sühne wurde nach dem Gewichte des Todten ermessen. (*Grimm, R. A., 673, 674.*)

Ên e Kapp kîrzer mâchen. (Einen um den Kopf kürzer machen). Das ist eine alte Gerichtsformel für enthaupten. (Grimm, R. A., 689.)

Éch reiszen em d'Treipen aus dem Leif. (Ich reiße ihm die Gedärme aus dem Leibe).

Diese Drohung erinnert an die Strafe des Ausdärmens, welche Baumschälern und Pflugräubern galt. Der Missethäter, nachdem ihm der Nabel ausgeschnitten und an einen Baum genagelt worden war, wurde um diesen Baum herumgetrieben bis er alle seine Gedärme verloren hatte (Grimm, R. A., 690). Diese Strafe scheint indessen mehr sagenhaft, als erwiesen.

'Tsoll en êm e Millestén un den Hals strécken, an en an d'Wâszer wèrfen. (Man sollte ihm einen Mühlstein an den Hals binden und ihn ins Wasser werfen).

Dieser Wunsch für mißliebige Personen erinnert an die Strafe des Ertränkens, die einst vorzüglich bei Frauen und Zauberinnen in Anwendung kam. Um das Schwimmen der zu Ertränkenden zu verhindern, band man ihnen Mühlsteine an den Hals. (Grimm, R. A., 696.)

'T gét haut e waremen Dâch, sot d'Héx, wë se verbrant gŏf. (Es wird heute ein warmer Tag, sagte die Hexe, als sie verbrannt wurde). So drückt sich der Volkswitz aus, wenn an einem Sommertage große Hitze bevorsteht.

Das Lebendigverbrennen war eine häufig angewendete Strafe (*Grimm, R. A., 699*), die noch im vorigen Jahrhundert stattfand. Mehrere hunderttausend Menschen wurden allein wegen Hexerei den Flammen überliefert.

Das de geschant wers. (Daß du geschunden wärest), sagt sich als Ausdruck des Ärgers zu Menschen, die Mißliebiges thun.

Schinden war eine Strafe, wobei die Haut aufgerissen oder abgezogen wurde (Grimm, R. A., 704). Zu diesem Schinden gehört noch folgende bildliche Redensart: Èngem d'Haut iwer de Kapp zeen. (Einem die Haut über den Kopf ziehen), d. h. jemand in seinen Vermögensverhältnissen hart bedrängen.

Engem de Schneppel schneiden. (Einem den Rock beschneiden), d. h. einem den Hochmuth legen.

Wie das Abschneiden des Haares, so entehrte auch die Strafe des Kürzens des langen Gewandes. (Grimm, R. A., 711).

Zu den hëge Bènke kommen. (Zu den hohen Bänken kommen), d. h. zu Ehren gelangen.

Hochsitz oder Hochbank war der erhöhte Platz in den Saalgemächern, auf welchem die Fürsten oder andere Großen mit dem vornehmeren Theil der Gesellschaft saßen. Auch saßen die Schöffen auf einer Bank. (Grimm, R. A., 812). Zu Bank sitzen, bedeutet dasselbe, wie zu Gericht sitzen. (Hardt, 205, 207, 248).

Zeieprozèss, Spetzbóweprozèss. (Zeugenprozeß, Spitzbubenprozeß).

In Civilsachen pflegten Zeugen und Urkunden, in peinlichen aber Eid, Eideshelfer und Gottesurtheile zu beweisen. Eideshelfer schwuren nicht, daß eine That wahr sei, sondern, daß der, dem sie halfen, einen echten Eid ablege. Gleichwohl scheinen Eideshelfer und Zeugen nicht selten zusammen zu fließen. Die Vervielfältigung des Eides durch Zeugen und Mitschwörende mußte im Mittelalter das Ansehen des Eides schwächen. (Grimm, R. A., 856, 862, 893, 904).

*Unnë Urtel a Rëcht.* (Ohne Urtheil und Recht), d. h. jemand ohne Ursache Unrecht zufügen, eigenmächtig und widerrechtlich handeln.

Wie noch heute, mußte schon nach den alten deutschen Gesetzen jede richterliche Entscheidung auf einem Urtheil, und dieses auf das Recht begründet sein.

Séch d'Oer zëe loszen (Sich das Ohr ziehen lassen), d. h. eine Handlung ungern vollbringen.

Ein symbolischer Gerichtsbrauch bestand darin, den Zeugen beim Ohr zu ziehen. Diese Sitte findet man ebenfalls bei den Römern. Wenn ein vorgeladener Zeuge nicht erschien, so hatte der Kläger das Recht, denselben beim Ohr zu fassen und vor das Gericht zu bringen.

Muortskrêsch dun. (Mordsgeschrei erheben), d. h. heftig, wüthend schreien.

Mit lautem Ruf wurde dem fliehenden Übelthäter nachgesetzt und mit Geschrei wurde über ihn vor Gericht geklagt. In den Weisthümern wird Waffengeschrei gleich bedeutend mit Mordsgeschrei und Zetergeschrei gebraucht. (Grimm, R. A., 876).

Soll méch en Donnerwiéder erschloen, wan dât nét wŏer as. (Soll mich ein Donnerwetter erschlagen, wenn das nicht wahr ist).

Die heidnischen Deutschen schwuren sowohl bei einem Gott, als bei mehreren zugleich. Die obige Redensart enthält noch die alte Schwurformel, nach welcher der strafende Blitzstrahl des Donnergottes den Meineidigen treffen soll. (Grimm, R. A., 894, 895).

Joer an Dâch. (Jahr und Tag).

Der Verstrich einer Frist ist erst dann für voll zu achten, wenn in die außer ihr liegende Zeit eingetreten wird, darum pflegt noch ein Stück dieser neuen Zeit mit dazu geschlagen zu werden. (Grimm, R. A., 221).

Iwer d'Sel (den Zaun) sprangen. (Uber das Seil [den Zaun] springen), d. h. eine verbotene Handlung begehen.

Auf dem Gerichtsplatze war die Stelle, wo die Richter saßen, durch ein Seil oder Schranken gehegt. (Grimm, R. A., 854). Schwere Strafe traf denjenigen, der es wagte, dieses Seil oder diese Schranken zu überschreiten. Daher sagt man auch in gleicher Bedeutung im Hochdeutschen: "Die Schranken übertreten."

De Buodem zët de Bâu. (Der Boden zieht den Bau), d. h. die Gebäulichkeit, welche auf einem fremden Grundstück erbaut wird, gehört dem Eigenthümer dieses Grundstückes.

Wât as dât fir e Gedéngs? (Was ist das für ein Wesen, oder, was sind das für Redensarten, Ausflüchte, Umstände u. s. w.)

Ding ist ein alter deutscher Name für Gericht. *Gedéngs* = Gedinge stammt von dem Hinundhergerede, den Umständlichkeiten, die bei Gericht vorkommen. Dingstuhl heißt das noch jetzt bestehende alte Gerichtshaus in Echternach. So kommt ebenfalls unser *dédégen* = prozeßiren von Tegeding = Prozeß. (*Grimm*, R. A., 742).

Dât as gepèffert. (Das ist gepfeffert), sagt sich, wenn etwas zu theuer bezahlt wird.

Früher wurden Richter und Advokaten mit Zimt und Pfeffer honorirt. Letzteres Gewürz besonders hatte einen hohen Werth, ehe regelmäßige Handelsverbindungen zwischen Europa und Indien angeknüpft waren. Fanden nun die prozeßführenden Parteien die Gerichtskosten zu hoch, so hieß es, dieselben seien stark gepfeffert.

#### Schwätzeier

"In den Ardennen besteht jetzt noch in manchen Orten der Gebrauch, den Fremden, welche für's erste Mal ins Haus treten, Schwätzeier, d. h. Eier vorzulegen, um sie dadurch zum Reden oder zur Unterhaltung einzuladen. Daß dieser Gebrauch vor Zeiten im ganzen Lande bestand, scheint daraus hervorzugehen, daß derselbe heute noch überall sprichwörtlich angeführt wird. Derselbe scheint seinen Grund zu haben in der allgemein bekannten Gastfreundschaft des Volkes" (J. Engling, Manuscript).

Diese Sitte ist auch noch auf unserer Mosel bekannt. Wer dort zuerst in ein Haus tritt, muß ein Ei erhalten, wenn er sich so lange schweigend verhält, bis er angeredet wird.

# Spinnstuben

Unter Spinnstube oder *Ûcht* versteht man die ländlichen Abendgesellschaften, in welchen beim Licht gesponnen wurde. Der Zweck derselben war Ersparniß von Leucht- und Brennmaterial. Hielten sich diese Zusammenkünfte in einem bestimmten Lokal, so mußten alle Betheiligten für Öl und Holz sorgen; gewöhnlich aber war die *Ucht* jeden Abend in einem andern Hause, und die kleinen Kosten derselben trug dann der Hausbesitzer allein. Diese Versammlungen fingen mit Michaelis oder Martini an und dauerten ununterbrochen bis zu Lichtmeß oder St. Gertrud. Beschlossen wurden sie mit einem Schmaus von Kuchen und Wein oder Branntwein. Um sich wach zu halten, sang man Volkslieder, erzählte Märchen und Sagen, und die alten Traditionen pflanzten sich hauptsächlich hier von Generation zu Generation fort.

Gangler, in seinem Lexikon der luxemburger Umgangssprache, gibt einige etymologische Andeutungen über das Wort ûcht.

# Strohmannsetzen

Unterhält auf dem Lande ein Frauenzimmer ein unerlaubtes Verhältniß mit einer Mannsperson, so setzt man der Betreffenden nächtlicher Weile unbemerkt einen Strohmann auf das Dach ihrer Wohnung. Dieser Strohmann wird dem zu bezeichnenden Liebhaber so ähnlich, wie möglich, nachgebildet, und erhält z. B. das Handwerkszeug seiner Profession in die Hände, wenn es ein Schreiner, Schmied, u. s. w. ist.

"Heirathet (in der Eifel) ein Bursche nicht seine frühere Geliebte, sondern ein anderes Mädchen, so stellen die Burschen Jener des Nachts einen Strohmann auf das Dach, und im umgekehrten Falle erhält Jener ein Strohmädel". (Schmitz, I., 52).

# Wegkreuze

Die Sitte, Kreuze von Holz oder Stein, ohne Verzierung, mit Inschriften, oder einem Christusbilde u. s. w. versehen, an öffentlichen Wegen oder Plätzen zu errichten, ist uralt. Haben alle diese Zeichen der Erlösung den Zweck, fromme Erinnerungen und Hoffnungen zu erwecken; so sind hingegen die Gründe, aus welchem sie entstanden, sehr verschieden. Solche Kreuze findet man vor hohen Bäumen, an öden Stellen, an Orten, wo früher Götzenbilder verehrt wurden, wo heidnische, heilige Haine bestanden, dort wo die Hexen sich aufhielten, namentlich an Kreuzwegen, auf welchen stets die Geister spukten; wo Heilige gewirkt haben, wie das Marktkreuz zu Ehren des h. Bernard zu Arlon, das St. Martinskreuz bei Niederanven, das St. Willibrorduskreuz zu Erpeldingen, und endlich wo ein Mensch verunglückte.

Manche dieser Kreuze hatten für unsere Voreltern außer der religiösen Bedeutung noch eine andere, indem bei denselben Gericht abgehalten, Schöffen erwählt und sonstige Rechtshandlungen begangen wurden. (Hardt, 436, 529, 540, 579, 662). Mit der Redensart: E geseît erâus ewë e Frënerkreîz. (Er sieht aus wie ein Fröhnerkreuz), bezeichnet das Volk alles, was ein verfallenes Aussehen hat. Die Unterhaltung der Gerichtskreuze fiel, wie nach dem Weisthum von Mondorf (Hardt, 540), bald der Herrschaft, bald den zu Frohndiensten verpflichteten Unterthanen zu. Letztere legten wenig Sorgfalt auf diese Unterhaltung, und die vernachläßigten Kreuze nahmen rasch eine sehr kümmerliche Gestalt an, daher obige Redensart.

In neuerer Zeit werden noch immer solche Kreuze errichtet, entweder in Folge eines Gelübdes, oder von Auswandrern nach Amerika, in der Hoffnung, mancher fromme Christ fände sich durch dieses Zeichen der Erlösung veranlaßt, hier ein Gebet zu verrichten, das den im fernen Lande Weilenden zu gut käme.

# Weinbau und Weinlese

An den Kirmeßsonntagen, welche im Juli und August fallen, werden auf unserer Mosel den Standbildern der alsdann gefeierten Kirchenpatrone reife, oder wenigstens rothe Trauben in die Hand gegeben, so z. B. in Greiveldingen auf Jakobstag, in Wellenstein auf Annentag, in Grevenmacher auf Laurentiustag, in Ehnen und Bech-Macher auf Rochustag. Für die Winzer ist es von schlimmer Vorbedeutung, wenn diese, einen gesegneten Herbst versprechende Traube, fehlt. Diese Sitte scheint von dem alten Brauch herzurühren, den Göttern alle Erstlinge der Früchte zu verehren.

Während der ganzen Dauer der Weinlese, und besonders am Ende derselben, ging es früher recht lustig zu, namentlich in guten Weinjahren. Von allen mit dem saftigen Grün der Rebe geschmückten Bergen erschallte fortwährend fröhlicher Liederschall, und im Thale regten sich geschäftig zwischen mit Trauben beladenen Fuhrwerken heitere Menschen. Den Schluß der Weinlese beging man feierlich auf folgende Art: Auf der Spitze einer hohen Stange wurde zwischen Blumen und farbigen Bändern, von einem Traubenkranze umringt, ein lebendiger Hahn festgebunden. Der Stangenträger, ein kräftiger Bursche, hatte Weiberkleider angezogen. Deßgleichen mehrere andere Winzer, während eine gewisse Zahl Winzerinnen in Mannestracht erschienen. Alle an der Lese eines Weingutes betheiligten Arbeiter formirten darauf einen Zug. Vorne ging, als altes Weib vermummt, ein Winzer und fegte mit einem abgenutzten Besen die Straße. Ihm folgte der Hahnenträger, entweder zu Fuß oder fahrend auf dem festlich geschmückten Wagen, der die letzten Trauben heim brachte. Nun kamen paarweise alle Winzer und Winzerinnen und machten während des ganzen Marsches so viel Lärm als möglich, indem sie mit Stöcken auf allerlei starktönende

Gegenstände schlugen. Nachdem sie an der Behausung des Weingutsbesitzers angekommen, trat dieser hervor und bei Hersagung nachstehenden Spruches wurde ihm der Hahn überreicht:

Wir kommen hierher gegangen, Wir haben einen Hahn gefangen. Der Hahn bringt euch viel guten Wein, Wir hoffen, er wird Ihnen willkommen sein.

Eine festliche Mahlzeit vereinigte nun die ganze Gesellschaft, bei welcher Gelegenheit die fröhlichen Lieder, die während der ganzen Zeit der Weinlese gesungen wurden, eine begeisterte Wiederholung fanden. Nach Beendigung des Schmauses vergnügte man sich mit etwas primitiven Scherzen. Alle Mädchen, die an einem Rebstock eine Traube abzupflücken übersehen hatten, wurden eines nach dem andern ergriffen, auf eine Waschbank gelegt und erhielten mit einem Bläuel einen Schlag auf den Unaussprechlichen. Diese Execution nennt sich Bretsch gin (Pritsche geben). Fühlten sich die Weiber stark genug, was nach dem genossenen Getränke gewöhnlich der Fall war, so vergalten sie den Männern das Pritschegeben auf folgende Manier: Sie stellten sich, die Gesichter zu einander gekehrt, mit erfaßten Händen, in zwei gleichlaufenden Reihen auf. Die stärksten unter ihnen erwischten einen Winzer. Dieser, der Länge nach in diese lebendige Rinne gelegt, wurde beständig vorwärts in die Höhe geschoben und wieder aufgefangen, bis er am Ende der Reihe zu Boden fiel. Nachdem alle Mannspersonen, die sich nicht losgekauft hatten, auf diese Weise gehuoven, d. h. "gehoben" worden waren, endete die Feier mit Tanz.

Der Brauch, die Trauben vor dem Keltern mit den Füßen auszutreten, ist heute so zusagen ganz verschwunden, da diese Arbeit rascher und besser durch sogenannte Traubenmühlen bewerkstelligt wird. Schon Karl der Große hatte das Austreten der Trauben mit den Füßen untersagt.

Weinen, die sich durch ihre schlechte Qualität auszeichnen, ertheilt das Volk aus irgend welchem Grunde einen besondern Namen. Kaunitzer (1782) und Batzko sind Benennungen, die sich aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis heute erhalten haben. Beide sind Familiennamen von Inhabern zweier, einst in Luxemburg garnisonirender, österreichischen Regimentern, deren Mannschaften, des geringen Preises wegen, zwei ausnahmsweise saure Crescenzen fast ausschließlich getrunken haben sollen. Der 1841er Wein trug den Namen eines mißliebigen Regierungspräsidenten des Großherzogthums Luxemburg; der 1860er und 1866er, die von europäischen Berühmtheiten, und den 1863er nannte man *Knuot* (Knoten), weil dieses Produkt dem Trinker die Kehle gleichsam mit einem Knoten zusammenschnürte. Bis jetzt ist letztere Benennung auf alle nachfolgenden schlechten Sorten übertragen worden.

In unserem Dialekt ist heute die Benennung für Wein fast allgemein dieselbe wie im hochdeutschen. Früher sagte man statt *Wein, Wéng*, ein Ausdruck, der noch hie und da vorkommt. Für das Diminutiv Weinchen behauptet sich ausschließlich der Ausdruck des alten "*Wéngchen"*; deßgleichen erscheint *Wéng* noch in manchen anderen Wörtern, z. B. in *Wéngkof* = Weinkauf, in *Wéngerter* = Winzer und in allen Zusammensetzungen mit *Wéngert* = Weingarten.

Während unser Weinbau sich jetzt auf die Mosel, die Sauer und die Our beschränkt, war er früher, mit Ausnahme des Öslings oder der Ardennen, über das ganze Land verbreitet. Wenn wir auch diese Thatsache nicht in alten Urkunden festgestellt fänden, so würde dieselbe aus den Flurnamen hervorgehen; denn Bezeichnungen, wie "Am Wéngert", trifft man in Gegenden an, wo selbst das Gedächtniß an eine Weinkultur dem Volke entschwunden ist.

Daß es die Römer waren, welche die ersten Reben auf unsern Bergen pflanzten, habe ich bereits angemerkt.

# **Geburt und Taufe**

Das neugeborene Kind muß so bald wie möglich getauft werden, denn erst mit dem Sakrament der Taufe erhält es Aufnahme in die christliche Gemeinde. Ihm wird, gewöhnlich nach den Vornamen der Pathen, der Name eines Heiligen beigelegt, damit es in diesem einen besonderen Beschützer und ein Vorbild habe. Die Ceremonie der Taufe geschieht in der Kirche, wohin die Hebamme das neugeborene Kind in Begleitung der Pathen trägt. Die Gevatter geben dem taufenden Geistlichen, wie dem Küster ein Geldgeschenk und Zucker. Die Stolgebühren des Pfarrers bestanden früher in einer gewissen Summe Geldes und in der Lieferung von einem Paar Hähnchen. (Publications XII., 135; XV, 217.) Örtlich besteht noch die Sitte, dem Pastor für jedes getaufte Kind zwei junge Hähne zu schenken. Bei der Rückkehr aus der Kirche müssen die Gevatter, falls sie die Namen Strepetter, Stregiedel (Strohpathe, Strohpathin) nicht verdienen wollen, den sich bei dieser Gelegenheit haufenweis zusammenschaarenden Kindern Zuckerkörner, auf dem Lande Kleppelcheszocker oder Zockerkleppelcher genannt, austheilen. Auch erhalten die Wöchnerin und die nächsten Verwandten oder guten Bekannten, Zucker, ordinären weißen, auf dem Lande, oder feinen Zucker in Düten oder Schachteln bei Städtern und vornehmen Leuten. All dieser Zucker gilt nach der Taufe als gesegnet.

Auf den Taufakt folgt des Abends der Kindtaufschmaus, der aus Kuchen und süßem Wein besteht. An demselben nehmen außer dem Vater und den Pathen nur Matronen theil. Mädchen werden nicht zugelassen und Junggesellen, die sich dazu wagen, kommen *enner d'Biden*, d. h. werden unter eine Bütte gesteckt. Das Essen verabreichen die Eltern des Täuflings; für Getränke und Zucker sorgen ausschließlich die Pathen, die auch örtlich verpflichtet sind, auf die Dauer von drei Tagen der Wöchnerin extra Kost verabreichen zu lassen. Den Gevattern, welche diese Würde zum ersten Mal bekleiden, überreicht die Tischgesellschaft einen Strauß, eine Aufmerksamkeit, die mit einer besonderen Zuckervertheilung erwiedert werden muß. Der jungen Frau, welche zum ersten Mal bei einem solchen Feste erscheint, wird die Haube entwendet, um sie hierdurch zu nöthigen, ihren Kopfschmuck durch Zucker oder Getränke einzulösen. Bei diesen Festen geht es in der Regel sehr lustig zu, und wenn die Weiber das übliche *Krenen* (Krähen) anstimmen, so schlägt der Jubel manchmal mit dem Tanz, dem sogenannten S c h w e i z e r m a n n, in tolle Ausgelassenheit um. Die Frauen ziehen die Röcke an den Beinen zusammen, gleichsam als hätten sie Hosen an und singen:

Schweizermann hat Stieblein an, Schöne Knöpflein hat er dran.

Dabei prallen sie mit den Unaussprechlichen aneinander; diejenige, die nicht dabei zu Boden fällt, ist Siegerin. Bevor sich die Gesellschaft trennt, erhalten alle Anwesenden noch ein Stück Zucker, welches der Paß heißt.

Dem erstgeborenen Sohne wird gewöhnlich geschossen; auch manchmal dem, welcher zuerst Pathe wird. Pathe oder Pathin zu werden, ist übrigens eine Ehre, die ohne gröblich zu beleidigen, nimmer abgeschlagen werden darf.

Von der Wöchnerin sagt das Volk, sie sei ins Stroh gefallen. Sie soll erst nach dem neunten Tag aufstehen, und nach sechs Wochen muß ihr erster Gang aus dem Hause zur Kirche sein, um sich dort durch den Priester aussegnen zu lassen. Früher opferte sie immer bei dieser Gelegenheit auf dem Altar der Muttergottes ein Stücklein von dem auf Lichtmeß gesegneten Wachslicht.

Pathe und Pathin beschenken sich gegenseitig: Letztere erhält einen Ring und ersterer ein Halstuch. Als geistige Eltern des Täuflings stellen die Gevattern diesem das erste Röcklein.

Anderweitige Verpflichtungen derselben zu Weihnachten, zu Neujahr, zu Ostern, zu Pfingsten, u. s. w. sind schon früher erwähnt worden. Bei der Heirath des über Tauf gehaltenen Kindes sind sie schließlich noch gehalten, demselben ein *Pètterstéck*, d. h. ein namhaftes Geschenk zu machen.

Dem alten Deutschen stand es zu, sein neugeborenes Kind, das ihm zu Füßen gelegt wurde, am Boden liegen oder aussetzen zu lassen, oder dasselbe aufzuheben mit eigener Hand oder durch die Hand der Hebamme, *Hiéfann*, die davon auch ihren Namen führt. An die Geburt eines Kindes knüpften sich bereits im Heidenthum Feierlichkeiten: äußerlich ganz, wie die unsern, nur allerdings in anderem Sinne. Schon die Germanen tauften ihre Kinder, d. h. tauchten sie in frisches, kaltes Wasser, zum Zeichen der Reinigung und Heiligung. Zugleich legte ein erbetener Taufzeuge ihnen den eigenen oder sonst einen Namen bei. Besonders gerne hatte man den Namen des Mutterbruders, denn dieser galt nach dem Vater als der nächste Verwandte, oder auch den, des Großvaters. Der Namen gebende Taufzeuge war aber gehalten, dieser seiner Namenübertragung noch ein weiteres eigentliches Geschenk beizufügen. Die Benennung *Gûot* für Pathin stammt ebenfalls aus heidnischer Zeit, denn "Götti" und "Gotte" nannte man damals den Priester und die Priesterin. Der Taufe und Namengebung folgten die Darstellung des Kindes im h. Haine oder Tempel, Gelübde und Opfer und mit letzteren verband sich von selbst ein feierliches Gastmahl der Familie und ihrer Freunde. (Schreiber, Taschenbuch für Süddeutschland, V., 301 f.).

Bevor sie ihre heutigen Formen annahmen, haben die christlichen Taufceremonien bedeutende Veränderungen erlitten. (s. Histoire écclés. de la province de Trèves, par l'abbé Clouet, I., 257, 784, 790. Publications, XIV., 127, 128.)

Unter den Merowingern war es noch Sitte, neugeborene, mißgestaltete Kinder zu tödten. Ungetauft gestorbene Kinder blieben Heiden, und das Volk versetzte deren Seelen in das wüthende Heer oder die wilde Jagd. (Grimm, D. M., 247, 282); noch heute begräbt man dieselben auf einem besondern nicht geweihten Theil des Kirchhofes. Hingegen werden alle getauften, frühzeitig durch den Tod ereilten Kinder, Engel im Himmel.

An die menschliche Geburt und erste Kindheit knüpfte sich früher mancher Aberglaube. So waren z. B. Wechselbälge solche Kinder, die den Teufel zum Vater und eine Hexe zur Mutter hatten, und den Wöchnerinnen für ihre eigenen Kinder an die Seite gelegt wurden. Dicke Köpfe, ungewöhnlich starke Esser, einen aufgetriebenen Leib, blasses Aussehen, schmächtige Glieder u. s. w., nahm man als sichere Erkennungszeichen für Wechselbälge an. Daher durfte in den ersten neun Tagen die Entbundene ihre Stube nicht verlassen, damit ihr Neugeborener nicht von einem Kobold oder einer Unholdin vertauscht würde. Das Wägen der Kinder schützte vor solchem bösen Raub.

Nach dem Volksglauben ist die Stunde der Geburt noch immer nicht gleichgültig und vom Schicksal abhängig, denn bald kommt dieser Mensch zu einer glücklichen, jener zu einer unglücklichen Stunde auf die Welt. Das Alterthum meinte: "Wie die eintretenden Nornen oder Feen begaben, wie sie schaffen, darnach fügt sich der ganze Lebenslauf der Neugeborenen". (Grimm, D. M., 818).

Woher kommen die Kinder? Das ist eine Frage, auf welche überall eine Antwort bereit steht, wenn die Wißbegierde der nachgrübelnden Kinderköpfchen zufrieden gestellt werden soll. In den verschiedenen deutschen Landen kommen die Kinder zu Schiff, aus einem Teich, aus einem Brunnen, von den Bäumen; es bringt sie St. Nikolaus, der Schwan, der Storch und bei uns die Hebamme aus ihrem Garten, wo die kleinen Geschöpfe in einem Kabeshêt (Kohlkopf) wachsen. In Vianden gräbt die Hebamme dieselben unter einem Buxbaum heraus.

Alle diese Vorstellungen führen zurück auf den himmlischen Brunnen oder Garten der Mondgöttin, in deren freundlicher Gesellschaft die Seelen der noch nicht geborenen Kinder sich aufhalten.

# Heirath

Mit Heirathsabsichten auf die Freischaft gehen, nennt das Volk: Ze Méde goen. (Zu den Mägden gehen). Diese Redensart muß uralt sein, denn sie stammt offenbar aus der Zeit, wo die Frau nur als die Dienerin, die Magd des Mannes angesehen wurde.

Kommt ein Bewerber in die Wohnung des zu freienden Mädchens, und dieses backt zu seinem Empfang Eier in der Pfanne, oder nimmt den Besen zur Hand und kehrt die Stube, so ist der Freier so gut, wie abgewiesen.

Eine abschlägige Antwort auf einen Heirathsantrag erhalten, heißt, E Kuoref kreen (einen Korb kriegen), oder Durch de Kuoref falen (durch den Korb fallen). Früher war es Sitte einen bodenlosen Korb auf den Kopf des unglücklichen Bewerbers zu stülpen; der Korb fiel natürlich bis zu dessen Füßen und der Verschmähte war faktisch durch den Korb gegangen. Denselben Sinn hat die Redeweise Op d'Schinne kreen. (Auf die Schienbeine kriegen).

Engem d'Schong aûstriéden. (Einem die Schuhe austreten), bedeutet einen Heirathsbewerber zu eignem Vortheil beseitigen. Es ist dies eine Anspielung auf die Schuhe, welche der Bräutigam der Braut zu schenken gehalten ist.

D'Geléenhêt kucke goen. (Die Gelegenheit besichtigen gehen), nennt man die Besuche, welche die heirathslustigen Parteien sich gegenseitig machen, um die Lage der Dinge persönlich in Augenschein zu nehmen.

Schon in *III*, S. 443 habe ich angeführt, daß in einem Schaltjahre die Mädchen die Freischaft nicht abzuwarten genöthigt sind, sondern selbst auf die Freischaft gehen können. In seinem Werke "Echo aus der Eifel" bemerkt S. 83 Ed. Wolf hierzu: "Schließlich ist es Gebrauch, daß alle vier Jahre am Schalttage es den jungen Damen, die sich dieserhalb verabreden, hin und wieder erlaubt ist, die jungen Herren zu einem kleinen Feste Abends einzuladen, wo sie sich bestreben, dieselben durch gute Küche, wie durch Spiel, Sang, Tanz und Tändelei bestmöglichst zu unterhalten, und wo es niemanden einfällt, einem Mädchen es im Entferntesten irgendwie zu mißdeuten, wenn es die Rolle des Herrn übernimmt. In diesem Falle müssen die Herren - was allerdings eine Tantalusqual - sich wie Mädchen, bescheiden und sittsam verhalten, während ihnen von den Damen ungenirt der Hof gemacht wird. Eine althergebrachte Sitte hat solches sanctionirt."

Der Heléger, Heléchsman, Médegénger, ist der Brautwerber. Bringt er eine Heirath zu Stande, so erhält er einen neuen Hut. Die Redensart sich einen neuen Hut verdienen, bedeutet daher soviel, als eine Heirath machen. Brautwerberinnen schenkt man eine neue Haube. Die Ehevermittelung wird auch oft mit Geld bezahlt.

Die Verlobung trägt bei uns verschiedene Namen. Sie heißt Heilecht vom altdeutschen hîleich (Grimm, R. A., 419); Hantschlach oder Hantstrâch (s. S. 129; Weiséng vom weisen des Rechtes, hier Vertrag; Wéngkof = Weinkauf, denn alle Verträge wurden sonst durch feierliches Weintrinken bestärkt. Es war dies eine Art Trankopfer, nöthig um durch die Gunst der Götter den Vertrag zu heiligen. (Simrock, D. M., 543). Am Tage der Verlobung, gewöhnlich ein Samstag, gehen die Brautleute zum Pfarrer ein religiöses Examen ablegen; Abends findet eine Mahlzeit statt, an der nur die nächsten Verwandten theilnehmen. Am darauffolgenden Sonntag geschieht der erste Ausruf in der Kirche. Das Verlobungsfest wird in demjenigen Hause gehalten, welches von einem der Brautleute verlassen wird; die Hochzeit hingegen in dem Hause, wo das Brautpaar sich niederlassen soll. Dies ist der Brauch auf dem Lande. Bei städtischen Einwohnern bleibt die feierliche Verlobung weg und die Hochzeit findet immer in dem Elternhause der Braut statt.

Bei dem Ehegelöbniß geben Braut und Bräutigam sich wechselseitig ein Geldstück, welches jeder Theil behält, wenn auch keine Heirath erfolgt. Dieses Handgeld oder Gottesheller ist das Zeichen der Vereinbarung. (Grimm, R. A., 133.)

Nach früherer, allgemeiner Sitte wurde stets bei der Verlobung von den Burschen des Ortes geschossen, auch manchmal schon getanzt. Im wallonischen Luxemburg, so wie auch in vielen Orten unseres Landes, besonders im Ösling, pflegten schon Pistolen- und Flintenschüsse zu ertönen, sobald man in Erfahrung brachte, daß ein Bursche ein Mädchen ernstlich freien wollte. Die zur Hochzeit gebetenen Gäste sind die nächsten Verwandten und Freunde des Brautpaares. Jeder Theil besorgt die ihn betreffenden Einladungen; in der Ortschaft selbst laden die Brautleute zusammen und persönlich ein.

Am 7. Oktober 1537, fand sich Karl V. bewogen zu verordnen, daß man zu den Hochzeiten nicht mehr als zwanzig Personen einladen dürfe, und daß dies Fest nur einen Tag dauern solle. Prat, in seiner Histoire d'Arlon (II, 62), fügt dieser Verordnung folgende Bemerkung eines alten Autors bei: A l'occasion des noces, le nombre des invités ou des personnes qui y venaient sans être invitées, se montaient quelquefois jusqu'à cinq à six cents personnes. Ce qui donna lieu à l'édit de Charles V. L'arrêté ayant été mal exécuté, les archiducs durent publier leur ordonnance de 1613, pour défendre ces noces ruineuses qui, tout en appauvrissant les nouveaux mariés, amenaient une foule de désordres, tels que ivrogneries, querelles, batailles à coups de poings, de couteaux et de pieux el quelquefois d'épée et très fréquement des meurtres, Aujourd'hui les noces les plus splendides ne réunissent jamais un aussi grand nombre d'invités, sinon soixante-quatre personnes au plus.

"Ungeachtet der Ermahnungen von kirchlicher wie Civilbehörde haben sich vorchristliche Gebräuche auf unseren Hochzeiten erhalten. Im Anfange unseres Jahrhunderts war noch auf einem Dorf im Hof Thommen folgender Gebrauch: Am späten Abend wurden die Thüren des Hochzeitshauses verriegelt. Des Ortes Junggesellen stellten sich draußen, und hielten den Gästen Räthsel vor, und die Gäste ihnen. Der Brautmann im Hause mußte wohl helfen, daß der Sieg, nämlich kein Räthsel der Hochzeitsgäste unaufgelöset zu lassen, auf die Seite der Junggesellen fiel, um so wohlfeiler sich seiner Braut wegen mit ihnen abzufinden. In sich war es ein geistiges Spiel eines lustigen Witzes. Nachdem der junge Mann je nach seinem Vermögen seinen früheren Kameraden die Summe, wie sie überein gekommen waren, gezahlt hatte, überließ er ihnen die Scheuertenne, Essen und Trinken zu einer stürmischen Nacht, die dann oft mit einem Kampfe beschlossen wurde, wozu alles, was unter die Hände kam, als Gewehr diente. Von derselben Art war, was unsere Regierung den 10. Juni 1720 verboten hatte mit noch anderem ähnlichen Unfug." (Kalbersch, "Geistige Getränke", I, 132).

Die Kleidung der Brautleute ist auf dem Lande von dunkler, jetzt meist schwarzer Farbe. Beide tragen auf der linken Seite der Brust ein Sträußehen von weißen Blumen; die Braut überdieß eine weiße Blumenkrone auf einer Haube oder in den Haaren. Vorbräuter und Vorbraut tragen einen ähnlichen Strauß auf der linken Brustseite. Allen übrigen männlichen Hochzeitsgästen werden von ihren Gefährtinnen die Hüte und Mützen mit Blumen und Bändern geschmückt, eine Auszeichnung, welche durch Zuckergaben vergolten wird. Örtlich kam es vor, daß als Vorbraut ein kleines Mädchen erschien, welches auf dem Kirchgang eine brennende Kerze, die Brautkerze, dem Brautpaare vorantrug.

Bevor der Hochzeitszug sich zum Gotteshause begibt, wird zuerst der Brauttrank, d. h. warmer, süßer Wein getrunken. (S. Grimm, R. A., 441); darauf kniet das Brautpaar vor seinen Eltern nieder, bittet dieselben um Verzeihung für etwaige Beleidigungen und empfängt deren Segen. So noch in Canach und in verschiedenen andern Orten des Landes.

Den Kirchgang eröffnen Musikanten; dann folgen: 1° der Bräutigam mit der Vorbraut; 2° die Braut mit dem Vorbräuter und 3° die Eltern, Verwandten und Gäste, alles Arm in Arm.

Bei der Trauung muß die Braut weinen. Weint sie nicht jetzt, so wird sie später weinen, sagt ein landläufiges Sprichwort.

Die am Altare knieenden Brautleute zögerten oft mit dem Aufstehen; denn wer zuerst aufstand, mußte sein Leben lang der Erste im Hause auf sein. Beim Opfergang erhält der Pfarrer ein Sacktuch von der Braut. (Über die Stolgebühren des Geistlichen für eine vollzogene Heirath s. Publications, VI, 237; XII, 133; XV, 217. Hardt, 116, 214, 373, 533). Diese Gebühren bestanden in der Lieferung von Fleisch, Brod, Wein und Geld.

Allgemein üblich war es hierlands die Braut zu fangen. Gewöhnlich stellten sich die Fangenden an der Kirchthüre auf und hielten dem Brautpaar, wenn es heraus trat, ein Band vor und überreichten einen Strauß mit einem Spruch. In dem schon erwähnten Dorfe Canach versperren zwei kleine Mädchen mit einem farbigen Seidenbande den Brautleuten den Weg, und eines derselben hält nachstehende kleine Anrede: "Jetzt fangen wir eine Jungfrau Braut auf ihren höchsten Tag. Wir wünschen ihr und ihrem Bräutigam lang zu leben, glückselig zu sterben und in kein größeres Gefängniß zu kommen, als in dasjenige, in welchem sie sich jetzt befinden." Vermittelst einer kleinen Gabe löst der Bräutigam die Braut ein, und diese ist dann erlöst. Nach den Ehegebräuchen bei den ältesten Nationen, mußte die Braut jedesmal vom Bräutigam entführt werden, oder sie ward ihm selber zum Scheine geraubt und wieder zurückgestellt; denn aus der Ehe der in der Natur schaffenden Gottheiten sind die üblichen Hochzeitsgebräuche hergenommen. (Sepp. I, 444).

Nach der Trauung kehrt der Zug in derselben Ordnung zurück, jedoch mit dem Unterschiede, daß nun der Bräutigam die Braut, und der Vorbräuter die Vorbraut im Arme führt. Vor dem Elternhause angelangt, findet sich die Thüre desselben geschlossen. Der Bräutigam klopft dreimal an, und ist er es, welcher als Eidam eintritt und in Zukunft die Geschäfte übernehmen soll, so gibt ihm der Vater oder die Mutter der Braut den Hausschlüssel zum Fenster heraus, und der Bräutigam schließt die Thüre selbst auf. Ist es hingegen die Braut, die eingeheirathet ist, so öffnet ein Familien-Mitglied die Thüre von innen und reicht der Braut einen Kochlöffel. Dieselbe weigert sich diesen anzunehmen, zum Zeichen, daß sie nicht Herrin sein will. Nun wird ihr ein Besen angeboten und sie nimmt diesen an, zum Zeichen, daß sie sich blos als Magd betrachtet. (Canach u. s. w.) Hierauf erfolgte sonst sofort der Brauttanz in der Tenne. Zuerst tanzte die Braut allein mit dem nächsten Verwandten des Bräutigams, dann mit allen anwesenden Junggesellen, während der Bräutigam mit allen gegenwärtigen Jungfrauen tanzte. Nun setzte man sich zu Tisch, zum eigentlichen Hochzeitsmahle. Neigte sich dasselbe zu seinem Ende, so waren die Junggesellen bemüht, der Braut heimlicher Weise die Schuhe zu stehlen.

Auch schleicht sich ein Junggeselle unter dem Tisch und entwendet der Braut das Strumpfband, d. h. ein zum Voraus zu diesem Zweck, lose an das Unterbein gebundenes Seidenband. Dieses Strumpfband wird sofort in soviel Stücke zertheilt als männliche Gäste zugegen sind, und jeder derselben heftet sich sein Stück mit einer Stecknadel auf die linke Brustseite. Dies ist die symbolische Lösung des jungfräulichen Gürtels. Jeder Gast, der auf Halbfastensonntag, wie wir schon in *III, S. 443* gesehen haben, dem jungen Ehepaare sein Strumpfband noch vorzeigen kann, hat Recht auf eine Bretzel.

Derjenige Eingeladene, der nicht zur gehörigen Zeit erscheint, oder welcher sich ohne wichtige Ursache aus der Gesellschaft entfernt, wird aufgesucht, auf eine Tragbahre oder auf den Schlitten einer Egge gesetzt und unter allerlei Scherzen herbeigebracht. Vor dem Ende der Mahlzeit tritt die Köchin, welche dieselbe bereitet, unter die Gäste, zeigt den Verband einer angeblichen Brandwunde oder läßt, wie aus Versehen einige alte Teller fallen, hält auch ganz einfach den Spüllappen oder den Kochlöffel in die Höhe, worauf alle Anwesenden ihr ein Trinkgeld geben.

Nach Beendigung des Hauptmahles geht das Jungvolk spazieren oder besucht die Nachbarschaft. Einige derselben tragen Kuchen und Krüge voll Getränk, überreichen Jedem, dem sie begegnen, ein Glas Wein oder Branntwein oder ein Stück Kuchen, nehmen aber auch Eier als Gegengabe an. Nach Hause zurückgekehrt, beginnt der Tanz von Neuem. Am Abend des ersten Tages der Hochzeit, denn diese währte gewöhnlich drei Tage und oft noch länger, erscheinen die Burschen des Ortes vor dem Bräutigam, wenn dieser ein Fremder ist. Sie halten ihm eine kleine freundliche Ansprache und fordern ihr Recht, weil er ein Ortsmädchen geheirathet, worauf der Bräutigam sie tractiren muß. Dasselbe geschah einstens von Seiten der Jungfrauen, wenn die Braut kein Dorfmädchen war. Örtlich darf am Hochzeitstage das Brautpaar nicht unter einem Dache übernachten.

Während der ganzen Dauer des hochzeitlichen Festes, das unter verschiedenartigen Belustigungen seinen Fortgang nimmt, knallen Pistolen- und Flintenschüsse. Beim Abschied überreichen alle Gäste dem Brautpaare zur häuslichen Einrichtung ein kleines Geschenk, das früher immer meist in Geld bestand.

Die Braut verehrt dem Bräutigam ein selbst gesponnenes und angefertigtes Hemd, das sogenannte Brauthemd. Schon im Voraus hat der Bräutigam diese Gabe entgolten, indem er seiner Braut den hochzeitlichen Anzug, namentlich die Brautschuhe stellte. Nach dem Glauben der Alten spinnt und webt das Weib das Gewand der Seele, den menschlichen Leib, - ein Gedanke, der durch die Darreichung des Hemdes ausgedrückt wird; die Schuhe sind das Symbol des Segens und weiblicher Fruchtbarkeit: sowie das Zeichen, daß die Braut jetzt in die Gewalt des Mannes gelangt sei, daher der Ausdruck "unter dem Pantoffel, d. h. der Gewalt, sein." Die Redensart wans d'emol a méng Schong kens (wenn du einmal in meine Schuhe kommst), ist eine Anspielung auf die Brautschuhe und bedeutet soviel als: "Wenn du einmal mein Alter erreicht, meine Erfahrungen gemacht haben wirst."

Bei unseren heidnischen Vorfahren war die Vermählung nur ein Kauf. Lange Zeit hindurch hatte der ganze Vorgang keinen anderen Sinn, als diesen, sowie keine andere Form. Das Christenthum brauchte manches Jahrhundert, ehe für das Familienleben ein besserer Grund, für das Weib eine ehrenvollere Stellung gewonnen war, als der Abschluß der Ehe durch Kauf gewähren konnte. Hatte der Germane, oder die Seinen für ihn eine an Stand und Alter paßliche Jungfrau gefunden, so kaufte er sie dem Vater, dem Bruder oder dem Vormund ab. Entweder bezahlte er sie gleich, und sie ward ihm zum Weibe sofort gegeben, oder Kauf und Kaufsumme wurden vorläufig nur verabredet, die Vollziehung aber auf später anberaumt, und sie ward ihm zum Weibe nur gelobt. Daher u. a. die Sitte des Handgeldes bei der Verlobung und des Ringgebens bei der Heirath - die Ringe waren die älteste Art germanischen Geldes. Nur wer ein Weib auf solche Weise nahm, nahm sie wirklich zur Ehe, d. h. auf gesetzliche Weise, denn eigentlich ist Ehe soviel, als Gesetz. Eine Verbindung, die anders begonnen, ward als Unzucht oder als Raub angesehen und hart bestraft. Ein Hammer, wie man sich ihn als Waffe des Donnergottes dachte, ward der Braut in den Schoß gelegt. Diese religiöse Weihe bedeutete, daß derjenige, welcher den Kauf und die Treue brechen würde, den strafenden Blitz der Gottheit auf sich herab beschwöre. Noch bis gegen Ende des Mittelalters bedurfte es der kirchlichen Einsegnung nicht; dergleichen symbolische Handlungen genügten, damit die Ehe gültig und unverbrüchlich sei. (Haupt, Zeitschrift, II, 548 f.) Hierauf erfolgte ein großartiges Schmausen von oft mehreren Hunderten, und alle wetteiferten in Pracht und Fröhlichkeit. Nur die Freundinnen der Braut härmten sich und sangen wehklagende Hochzeitslieder. Auch dieser Brauch hat sich noch in der Eifel erhalten (Schmitz, I, 67), und das Bekannte Volkslied: "Komm heraus, du traurige Braut", hört man noch auf unseren Hochzeiten singen.

Die zweite Ehe der Frau war im Alterthum höchst ungewöhnlich und so ungern gesehen, daß gesetzliche Bestimmungen sie ausdrücklich erschwerten. (Grimm, R. A., 425). Die Ungunst, mit welcher das Volk sie betrachtete, drückt sich noch im folgenden Sprichworte aus:

Dé bleift bei der éschter É, Kênt nach wéder Usch nach Wé. (Wer bleibt bei der ersten Eh', Kennt weder Ach noch Weh.)

Dem Ehegatten, der zweimal seine Ehehälfte überlebt hat, schreibt das Volk eine weiße Leber zu.

Unser Dialekt kennt die Ausdrücke Heirath und Heirathen nicht. Für heirathen gebrauchen wir bestuoden; altdeutsch bestaden, (Grimm, R. A., 420), und für Heirath Bestietnes, ein aus bestuoden hervorgegangenes Substantiv. Das Wort Hochzeit ist S. 61 erklärt.

Während der Hochzeit nahmen früher die anwesenden Frauen ihrer neuen Genossin, der Braut, den Kranz ab und setzten ihr eine Haube auf. Daher stammt die Redensart *Enner d'Hauf kommen*. (Unter die Haube kommen), mit der Bedeutung von heirathen.

Der althergebrachte Heirathstag war der Dienstag, und die Heirathszeit die Fastnacht.

Gefallene Mädchen durften früher keinen Hochzeitskranz aufsetzen. Örtlich wurden dieselben auch nicht auf dem Haupt-, sondern auf einem Seitenaltar getraut.

Wenn sich zufällig drei brennende Kerzen in der Stube oder in der Küche zusammenfinden, so bedeutet dies, daß nächstens eine Braut im Hause sein wird.

Auf die Ehe und den Ackerbau ist alle Staatsordnung gegründet und die Gesetzgebung zuerst gerichtet. (Sepp. I, 282.)

# **Tod und Bestattung**

Rückt der Augenblick des Scheidens aus dieser Welt heran, so umstehen theilnahmsvoll die Familienmitglieder oder Freunde das Lager des Sterbenden. Dieser bittet gewöhnlich dieselben um Verzeihung für etwaige Beleidigungen. Ist es der Vater oder die Mutter, die den Tod herannahen fühlen, so ertheilen sie ihren Kindern noch wohlgemeinte Rathschläge, Ermahnungen zur Eintracht, zu tugendhaftem Lebenswandel und schließlich den elterlichen Segen. Mehren sich die Zeichen der bevorstehenden Auflösung, so wird dem vorher schon mit den Sterbesakramenten versehenen Hinscheidenden ein Cruzifix zum Kusse gereicht, eine brennende Kerze, manchmal noch die zu diesem Zweck aufbewahrte Taufkerze in die Hände gegeben oder vorgehalten, und die Umstehenden sprechen das Todtengebet, das das Volk mit Zurufen bezeichnet. In diesem Augenblick wurde früher zu Luxemburg ein eigenes Glöcklein der Hauptpfarrkirche, das Todangstglöcklein genannt, angezogen. Hiermit bezweckte man die bösen Geister vom Sterbenden zu verscheuchen, so wie für denselben fromme Gebete von den Gläubigen zu erwirken.

Sobald der Tod erfolgt ist, beginnt das *Boren* (Bahren). Dem Verstorbenen drückt man Mund und Augen zu; sein Körper wird gewaschen. Das sogenannte Kleiden bestand früher in dem Anziehen eines einfachen Todtenhemdes; jetzt legt man gewöhnlich der Leiche Kleider, womöglich von schwarzer Farbe an. Auf einem mit einem Leintuch bedeckten Strohsack, der auf einem Tische liegt, wird nun die Leiche gebettet und über dieselbe ein

zweites Leintuch in der Art ausgebreitet, daß der höher liegende Kopf und die einen Rosenkranz oder ein Cruzifix haltenden Hände allein sichtbar bleiben. Kinder und Jungfrauen ziert man noch besonders mit einem aus Blumen und Palmsträußchen gewundenen Todtenkranz. Kerzen werden angezündet und Weihwasser hingestellt, damit die Leichenbesucher den Abgeschiedenen mit demselben besprengen können. Nachdem der leblose Körper so zur Schau ausgestellt ist, werden die Glocken geläutet. Für Kinder, welche die Kommunion noch nicht empfangen haben, wird blos eine Glocke angezogen; für erwachsene Personen läutet man mit allen Glocken, drei oder zweimal, je nachdem sie dem männlichen oder weiblichen Geschlechte angehören. Das jedesmalige Läuten heißt *Pŏs*.

So lange die Leiche auf der Bahre liegt, wird sie stets andächtig bewacht. Des Abends versammeln sich die Nachbarn des Verstorbenen um dessen irdische Reste und beten Iaut den Rosenkranz bis Mitternacht. Die Männer erhalten Branntwein und die Weiber Kaffee. Die nächsten Verwandten und Bekannten setzen die Leichenwache still bis Tagesanbruch fort. Keiner verläßt das Todtenzimmer, ehe er drei Rosenkränze hergesagt hat.

In den Ortschaften, wo sich kein besoldeter Todtengräber befindet, machen die Nachbarn des Hingeschiedenen dessen Grab.

Die Leiche wird, so wie sie gekleidet ist, in den Sarg gebracht. Unter das Haupt legt man ihr den letzten auf Maria Himmelfahrt gesegneten Kräuterwisch, und bevor man den Sarg mit seinem Deckel schließt, besprengt die Familie die Leiche mit Weihwasser.

Verheirathete Leute, Mann oder Frau, haben beim Begräbnisse Männer zu Trägern; unverheirathete aber respektive Junggesellen oder Jungfrauen. Der Sarg dieser letztern, wie der von Kindern, wird mit Blumen geschmückt. Zur Beförderung der Todten nach dem Kirchhof bedient man sich jetzt in Luxemburg eines Leichenwagens. Es ist noch immer Sitte, daß alle Personen, welche die Leiche bis zum Kirchhof begleitet haben, eine Erdscholle auf den ins Grab gesenkten Sarg werfen.

Marcellin Lagarde gibt uns in dem Werke Le Val de l'Amblème, S. 173, Kunde von einem merkwürdigen Ardenner Brauch beim Begräbnisse eines Ehemannes. Hier seine Worte: La chevauchée du cercueil. C'était de temps immémorial un usage sacré parmi nous, que dans le trajet de la maison mortuaire au cimetière, la femme veuve s'assit ou se mit à califourchon sur le cercueil de son mari. Cet usage bizarre, d'origine germanique, existe encore aujourd'hui dans cette partie de la Campine limbourgeoise où s'établirent d'abord les Francs. Il signifie, dit-on, que la femme, après la mort de son mari, a reconquis son entière liberté.

Nach dem Begräbniß werden Fenster und Thüren geöffnet. Des Abends weigert sich jeder die Hausthüre zu schließen, und dieselbe bleibt daher in dieser Nacht meist offen stehen. Diese Sitte beruht auf dem Glauben, daß der Geist des Verstorbenen jetzt zurückkehre. Das Lager des Verblichenen wird entweder ganz oder wenigstens das Stroh desselben verbrannt. Wohlhabende Familien bedenken nun die Armen mit einem Almosen und verschenken zum Theil die Kleidungsstücke des Verewigten.

Der Beerdigung folgt das Todtenamt, bei uns Begängniß genannt. Am Tage dieser kirchlichen Ceremonie versammelt sich die Familie des Verstorbenen und die nächsten Bekannten zu einem Mahle, das das Volk mit dem Ausdrucke: Die Haut verzehren bezeichnet. War der Hingeschiedene unverheirathet, so führt dieses Mahl überdies noch den Namen Todtenhochzeit. Wegen der Ausschweifungen, welche dabei vorkamen, wurden diese Gastmähler sowohl von weltlicher, als von geistlicher Obrigkeit mehrmals untersagt, so z. B. im Jahre 1310 durch das Concil von Trier (Bertholet, V, 384), und durch die Regierung zu Brüssel in den Jahren 1613 und 1799. Nach Bertels, Historia Luxemburgensis, S. 112, dauerten die kirchlichen Feierlichkeiten zwei bis drei Tage. Die Armen wurden reichlich mit

Speise und Trank bedacht. Am Leichenmahle nahmen am ersten Tage alle celebrirenden Geistlichen Theil; nach Beendigung der Mahlzeit sprach der Ortspfarrer ein kurzes Gebet, belobte darauf die Festgeber, daß sie durch Gebet und Opfer dem Verstorbenen zu Hülfe gekommen seien und dankte für die Gastfreundschaft. Schließlich beteten alle zusammen für die Ruhe des Hingeschiedenen.

Unsere Leichenmahle sind ein Überbleibsel germanischer Todtenopfer, eine Art Opfer, die allen Völkern des Alterthums gemein waren.

Die Grabstätte wurde in alten Zeiten häufig aus großen platten Steinen hergerichtet und mit einem solchen Steine zugedeckt. Hölzerne Särge verdrängten nach und nach die steinernen Gräber, und die einfachen, anspruchslosen Holzkreuze werden heute durch mehr oder weniger geschmackvoll verzierte Grabsteine ersetzt. Über die Gräber und die Art der Bestattung unserer Vorfahren findet sich in den *Publications* eine ganze Litteratur.

Die erste Erinnerung an den Verblichenen ist die, sechs Wochen nach dem Ableben gelesene Messe, welche deshalb Sechswochenmesse heißt. Das Jahrgedächtniß führt den Volksnamen Jahrtag oder Jahrgezeit. In Vianden erfolgen die Einladungen zu den Seelenämtern durch Zusendung einer kleinen Kupfermünze, welche zum Opfern bestimmt ist. In andern Ortschaften stellt die Familie einen mit dergleichen Münzen beladenen Teller in die Kirche, und jeder, der sich am Opfergang betheiligt, nimmt davon ein Geldstück.

Die Trauerzeit war sonst durch gesetzliche Bestimmungen geregelt. Nach dem Plakat vom 6. Februar 1720 durfte z. B. niemand länger als sechs Wochen Trauer anlegen. Die jetzige Trauerzeit ist sehr verschieden, und was die äußerlichen Zeichen angeht, sehr in Abnahme begriffen.

Besondere von den weltlichen Behörden, wie von der Geistlichkeit ergangene Verfügungen bestanden und bestehen noch theilweis über die Beerdigung von Hingerichteten, Selbstmördern, im Duell Gefallenen und Verunglückten. Nach der Verordnung vom 27. Februar 1610 wurden Duellanten mit dem Tode bestraft. Die Leiche des im Duell Getödteten schleppte man auf einer Schleife bis vor den Galgen, wo sie begraben ward, (Publications, VIII, 188). Schon nach der im Jahre 1182 erlassenen Loi de Beaumont (Böhmerrecht), geschah dasselbe mit den Selbstmördern. Die Steine vor dem Hause, aus welchem man die Leiche eines Selbstmörders brachte, mußten ausgehoben werden, und die Güter des Unglücklichen verfielen dem Ortsherrn. (Jeantin, Chroniques des Ard. et des W., II, 539). Dem Weisthum von Lenningen, einer Ortschaft, welche damals dem Domstift von Trier gehörte, entnehme ich wörtlich folgende Stelle: It. erkennt der sheffen auch mit recht wan einer den leib vermacht hatt, den soll der herr schulteisz angreifen und zu Trier in den bruderhoff lieberen, daselbst in den stock schlagen, soll man ihm taglichs zwey schillingsbrode und ein biett wassers geben, bis dasz er verfault, soll die schenken über die mauer auswerffen (Hardt, 433). Demnach also wurden die Gebeine des im geistlichen Kerker verfaulten Sträflings über die Mauer des Gefängnisses auf die Straße geworfen. Dem Weisthum von Sandweiler zufolge wurde die Leiche eines Selbstmörders durch den Scharfrichter an einem beliebigen Ort verscharrt und dessen Güter confiscirt (Hardt, 643). Ein zum Strang verurtheilter Verbrecher konnte im 15. Jahrhundert, wenn auch schon vor dem Galgen stehend, noch dadurch Leben und Freiheit retten, wenn ein Mädchen ihn als Mann begehrte. (Publications, XXXIV, 166).

Auch zu mancherlei Aberglauben hat der Tod Veranlassung gegeben. Das Volk glaubt, Verstorbene besäßen die Macht die geliebtesten Personen, welche sie zurückgelassen haben, zu sich rufen zu können, d. h. sie nach zu beten. (Luxemb. Sagen und Legenden, Nr. 212). Wenn man von einem gut bekannten oder verwandten Verstorbenen oft oder auffällig träumt, so bedeutet dies, daß dessen Seele sich im Fegfeuer befindet, und daß für deren Erlösung gebetet werden muß. Erscheint ein Verstorbener als Geist, so schließt man daraus, daß dieser vor seinem Tode, bewußt oder unbewußt, gemachte Gelübde nicht erfüllt hat. Zur Er-

lösung dessen Seele müssen alsdann Messen gelesen werden. (Luxemb. Sagen und Legenden, Nr. 71, 72). Bertholet (IV, 348) erwähnt des Verbotes, in Mauern gefundene Todtenknochen zu verehren. Für Anzeichen des nahen Todes gelten nächtliches Hundegeheul, die Erscheinung des Todtenvogels, das unerwartete Herabfallen eines an der Wand hangenden Bildes, so wie die Kirchhofsblümchen, d. h. die fleckenartige Röthe auf den Wangenknochen unter den Augen.

#### Verschiedenes

Recht der Waschweiber. Der jungen Frau, die in Wormeldingen ihre erste Wäsche hält, werden, sobald sie bei den Wäscherinnen erscheint, die Schuhe mit einem angefeuchteten Strohwisch frisch geputzt, eine Ehre, welche sie mit einem kleinen Schmause zu entgelten verpflichtet ist. Will die Neuvermählte sich diesem Brauch nicht unterwerfen, so haben die Wäscherinnen das Recht, ein Hemd derselben öffentlich feil zu bieten. Steigert weder die Eigenthümerin noch sonst jemand dieses Hemd, so dürfen es die Waschweiber zerreißen und in diesem Fall streuen sie die Fetzen desselben auf alle Wege, welche die Halsstarrige gewöhnlich betritt.

Notare. Hält ein neu ernannter Notar seine erste Versteigerung in einer Ortschaft, so bietet ihm die Dorfjugend ein kleines Geschenk an, das gewöhnlich in einem reich mit Bändern geschmückten Zuckerhut besteht. Der Gefeierte tractirt hierauf die Geschenkgeber.

Dreimaliges Begegnen. Begegnen sich zwei Bekannte zufälliger Weise drei Mal an demselben Tage, so hat jeder derselben das Recht, den andern zu nöthigen, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken.

Beißen der Geldstücke. In früherer Zeit biß das Volk auf die größeren Geldstücke, namentlich auf die Kronthaler, in der Meinung, sich hierdurch ihres Besitzes zu sichern. Es geschah dies größtentheils aus Furcht vor den Zigeunern, die einst unser Land in großen Schaaren durchstreiften, und denen man die Macht zutraute, sich fremdes Geld durch Zauberkräfte anzueignen.

Vielliebehen Spiel. Finden junge Leute in einer Mandel oder Nuß einen doppelten Kern, so heißen die beiden Kerne Vielliebehen. Der Finder behält einen derselben für sich und überreicht den andern einem jungen Mädchen, wenn er ein junger Mann ist, oder umgekehrt. Wer von beiden Spielern am nächsten Tage, seinem Partner zu erst "Vielliebehen" zurufen kann, hat gewonnen, und der Verlierer muß ihm ein Geschenk machen.

Zeichen. Es gibt gewisse Zeichen, die eine volksthümliche, allgemein verständliche Bedeutung besitzen. Den Sinn des an einen in der Erde steckenden Pfahl befestigten Strohwischs haben wir in *IV*, *S. 40* kennen gelernt. Das Strohseil, welches um einen mit Früchten beladenen Obstbaum gewickelt ist, deutet an, daß das Obst verkauft ist. Zu demselben Zweck begnügt man sich manchmal, etwas Stroh um den Ast des Baumes zu wickeln. Die von Pferdehändlern zu Markt geführten Pferde, welche mit einem auf den Schweif angebundenen, kleinen Strohbüschel gekennzeichnet werden, sind zum Kauf angeboten. Die Astspitze (*Straus*) eines immergrünen Baumes über eine Hausthüre angebracht, dient als Wirthshausschild. Um die Vorübergehenden zu warnen, daß Schieferdecker auf einem Dache arbeiten, hängt von demselben ein an einem langen Seile befestigtes Holzkreuz hernieder.

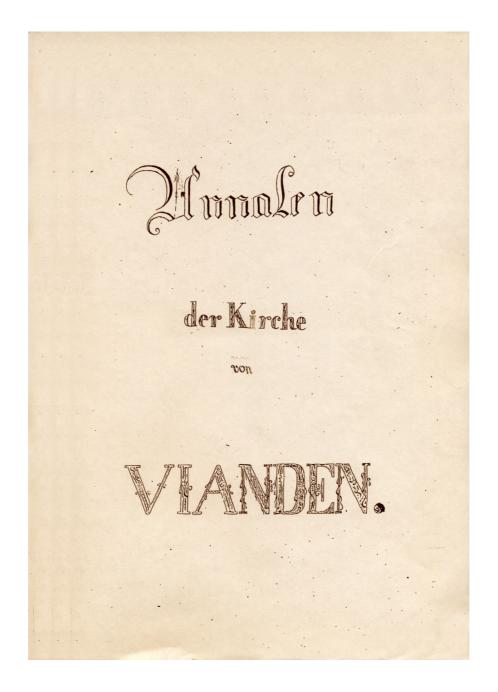
Stundenangabe. Sagt der Luxemburger z. B. "ein Viertel auf Zwei", so versteht er damit zwei Uhr und ein Viertel darauf, also zwei Uhr und ein Viertel. Anderwärts in deutschen Ländern gibt man dem Worte auf eine ganz andere Bedeutung: "ein Viertel auf Zwei" hat dort gewöhnlich den Sinn, von ein Viertel auf die zweite Stunde zu, also ein Uhr und ein Viertel. Das macht gerade einen Unterschied von einer Stunde aus. Es wäre daher rathsam den Gebrauch des Wortes auf hier ganz fallen zu lassen und diesen Ausdruck mit nach, wie man vor anwendet, zu ersetzen; denn spricht man z. B. "ein Viertel nach Eins", "ein Viertel nach Zwei", so ist jedes Mißverständniß unmöglich.



Am 24. Juni 1891 verstarb Edmond de la Fontaine in Vianden an einem Halsgeschwür.

# Dr. Nic Neuens

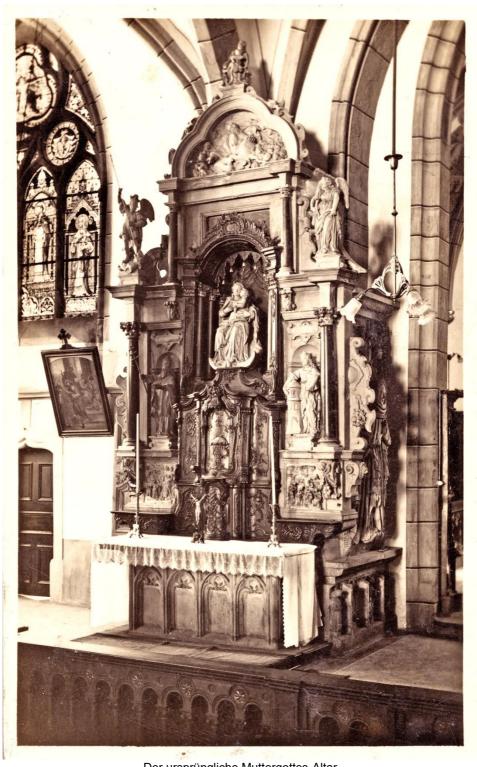
# DIE KIRCHE VON VIANDEN Teil 2



Beschreibung der Trinitarierkirche durch Dr. Nic. Neuens im Jahr 1857.

# **AUSSTATTUNG DER KIRCHE**

Die Pfarrkirche hat vier bewegliche Altäre, drei derselben sind aus Holz, der vierte dem meisten Inhalte nach aus Stein. Der letzte ist von gothischer Form und stimmt überein mit dem Baustyl der Kirche, das Tabernakel ausgenommen welches im Renaissance Styl gefertigt ist.<sup>(1)</sup>



Der ursprüngliche Muttergottes-Altar in seiner früheren Aufstellung in der Mitte des Hauptchores, also links vom Chor zum Hauptaltar

# Beschreibung des Muttergotteses Altares (2)

Das einfugige Fussbrett ist aus Holz, der Opfertisch besteht aus Stein, ist aber später von einem Holzrahmen umgeben worden. Dieser Opfertisch hat zur Vorderseite Bilderblenden mit Spitzbogen, keine Spuren gibt's darin ob je Heiligenbilder darin gestanden. (3)



Opferstein in seiner ursprünglichen Ausführung



Opferstein nach den Sanierungsarbeiten in den Jahren 1988 bis 1990

Waren diese Stellen von Anfang leer, so wollte der Künstler damit bezeichnen, dass die Kirche für künftige Zeiten Stellen für Heiligenbilder aufbewahre. Welche Idee um so mehr von einem ausgeführt werden konnte, der in jeder Hinsicht das Martyrthum versinnbilderen sollte. Ist ja die Kirche Gottes eine heilige Gemeinschaft von welcher die triumphierende am wenigsten soll ausgeschlossen sein. An der Nordseite des Opfertisch bemerkt man eine andere Bilderblende in Spitzbogen sich endigend, worin sich drei Rosetten befinden, die oberste füllt einen Dreieck; zwischen den zwei anderen tiefergestellten ist ein Negerkopf zu sehen. Die drei Rosetten machen für sich einen Dreieck aus <sup>(4)</sup>. Aussen auf dem Sakraments-Saff sieht man eine Rebe mit Trauben, einen Weizenhalm mit einer vollen Aehre. Ueber dem Sakra-



Tabernakel

ments-Schaff steht ein Kreuzbild an dessen Fuss ein Todtenkopf und Todtengebein angebracht sind, welche Symbole andeuten, dass die Gebeine Adams auf der Schädelstätte begraben liegen an der Stelle nähmlich, wo die Erlösung statt fand und wo der erste Sünder die Wucht seiner Strafe kostete. Am Stock des Kreuzbilds erblickt man Eva in sitzender Stellung zwischen zwei Bäumen mit fliegenden Haaren, die Augen zum sterbenden Christ erhoben. Mit wehmütgem Blick schaut sie hinauf zum Versöhner und scheint ihn um Verzeihung bitten zu wollen, dass er freiwillig sein Leben verblutet für die durch ihre Schuld gefallene Menscheit.

An der Aussenseite des Tabernakels das mit sieben Siegeln versehene Evangelien Buch, worauf das Lamm Gottes liegt; inwendig ist es mit drei Spiegel geziert, wovon jeder in zwei Theile getheilt ist, jener welcher den Rücken bildet ist ohne Verzierung. In die zwei Seitenspiegel sind sehr feine Figuren eingraviert: In dem

untersten Theil des Spiegels rechter Hand ist der Name Jesus, begleitet von einem von drei Spiessen durchstochenen Herz, eingeschliffen; das ganze umgibt ein gravirter Zirkel. Dieselbe Vorstellung ist am untersten Theil des Spiegels linker Hand wiederholt. An der oberen Abtheilung dieses Spiegels ist der Name Maria eingegraben, jedoch mit dem Unterschied, dass nur ein Schwert das Herz durch und durch durchdringt. Es ist nicht zu vergessen, dass noch verschiedene Blumen in den Seitenspiegel des Tabernakels eingeschliffen sind, deren Feinheit zu bewundern ist.

Ueber dem Tabernakel ist ein Pelikan mit seinen Jungen an der Brust zu sehen welche Vorstellung offenbar den Spruch: nehmet hin und trinket, das ist mein Blut das für euch vergossen ist, ins Gedächtnis zurückruft.

Weiter hinauf über dem Tabernakel ist eine tempelartige Bilderblende in deren Grund ein mit Purpurgold überzogener Vorhang zu bewundern ist. Diese Königsfarbe passt so eigentlich für die Himmelskönigin. An jeder Seite dieser Bilderblende stehen drei runde, schwarz angestrichene Säulchen aus Holz, wie die ganze Nische aus Holz besteht; in der letzten befindet sich eine steinerne Madonna in sitzender Stellung mit dem Jesus-Kind auf dem linken Arm.

Dies hält ein Buch in der Hand und die Madonna scheint auf ihr Kind zu schauen. Der kunstmässig gestaltene Rock ist von brauner Farbe und pupurnen Sternen besäht. Hölzerne Krone mit Sternen besetzt, krönen die Mutter und das Kind. Es darf nicht unbemerkt bleiben, dass das Madonnabild den Halbmond unter den Füssen hat.

#### Note:

Herr Dr Neyen macht uns nachstehende Bemerkung über dieses Bild:

Cette représentation ne me semble aucunement celle de la Vierge Marie. Que l'on examine bien le travail du sculpteur si ce n'est peut etre pas une statue romaine représentant Isis avec son fils Horus. Isis ne porte pas la couronne il est vrai. Aussi le sculpteur ne lui en a pas donné, puisque



celle qu'elle porte est de bois, donc surajouté. Je tiens à un examen ultérieur du travail de cette statue pour en determiner l'age; c'est à mon avis une répétition de la représentation des soidisantes Trois Vierges Maura d'Ulfelingen qui examinées avec attention, furent trouvées n'être qu'un groupe romain. Je le repète donc à examiner de nouveau cette scuplture, et l'on sera convaincu que ce n'est pas une oeuvre chrétienne.

#### Antwort auf obenstehende Meinung

Herr Dr Neyen meint, diese Vorstellung sei ursprünglich eine römische Statue gewesen vorstellend die Göttin Isis mit ihrem Sohn Horus und für diese seine Meinung beruft er sich darauf, dass der Bildner sie anfangs ohne Krone vorgestellt habe, gleichwie die Isis vorgestellt wurde. Es fragt sich aber, ob die christliche Kunst das Bild Maria immer mit einer sternbesäten Krone dargestellt habe? Das glauben wir nicht "denn sie trägt mit Recht den Glanz oder steht in ihm mit den Sternen und Lielien besäten Mantel" wie hier der Fall ist, ohne notwendigerweise die sternbesäte Krone auf dem Haupt zu haben. Diejenigen, welche die hölzernen Kronen hinzugefügt haben scheinen das Angeführte nicht verstanden zu haben. Ich glaube, dass die, welche; später das hölzerne Tabernakel schnürkeln liessen, auch der Madona und ihrem Kinde die Schnitzelkronen aufgesetzt haben, ohne einzusehen, dass diese Mühe umsonst war angesehen dass der Mantel im Glanz stand und mit Sternen besät war.

Als ich das beigefügte Holzwerk des Altars beschrieb, hatte ich die Sache auch nicht verstanden weil ich die über dem Haupt des h Cornelius und der h Barbara halb verwischte Jahres zahl falsch gelesen hatte. Ich las damals anno 1438; ganz geschrieben lautet sie aber wie folgt: renovatum anno 1749. Wir wollen nicht bestimmen, ob man erst zu dieser Zeit die hölzernen Kronen und das geschnürkelte Tabernakel hinzufügte, oder früher als man den

Altar dadurch verstümmelte, dass man den geschmackvollen gothischen und in den Altar gestandenen Sakramentsschrank, welcher jetzt den Taufstein trägt, beseitigte, um diesen durch das jetztige Tabernakel zu ersetzen zu einer Zeit, wo man die Gothik. als Barbarie behandelte. Wenn ferner die Isis mit Kuhkopf, entblösten Brüsten, das Horus Kindlein oder die singende Frühlings-Sonne auf dem Schoss, in halb sitzender und halb stehender Stellung und nackt abgemahlt worden, wenn die Aegypter der Isis die Kugel auf das Haupt stellen, wo das Bild dann aufrecht steht und ein Kleid sie umhüllt, das die Schenkel und die Beine verengend umgibt bis zu den Füssen, so dass sie eine feststehende Gestalt annimmt / dasteht, sagen die Alten: Gott ist kugelartig, ohne Anfang und ohne End selbständig: so begreifen wir nicht, wie Hr Dr Neyen auf den Gedanken kommen konnte, unsere Madonna als eine römische Statue und noch dazu als Isis mit ihrem Kind Horus gelten zu thun. Wir verbleiben daher bei unserer ersten Idee, bis triftigere Gründe es uns eines besseren belehren, sollte man auch die sitzende Stellung des Bildes wollte gelten thun, indem Muttergottes-Bilder noch anderswo sitzend angetroffen werden. Unser Bild ist mit Anmuth im Gesichte, wie es dem erwählten Gefässe der Gnade gebührt dargestellt mit dem Halbmond unter den Füssen alles in Stein. Zuletzt wollen wir noch bemerken, dass die Kunstdurchführung dieser Jahre ungefähr den Bildhauern den anderen Vorstellungen am Altar wie ein Ei dem anderen gleicht.

## Auf vorstehende Erklärung antwortete Herr Ney:

Je n'ai rien prétendu. J'ai seulement manifesté un doute, et ce doute ne sera eclairée à mes yeux, que quand j'aurai vu moi-même la madona, assise, comme on n'a jamais représenté, si ce n'est notre Dame de Douleur.

Nach dieser Zwischenhandlung nehmen wir die Beschreibung des Altars wieder auf. Der oberste Theil endigt mit einer dreieckigen Bilderblende, welche oben einen Halbkreis ausmacht. Das Brustbild von Gott dem Vater füllt diese Blende aus. Er legt die Rechte auf die Erdkugel, unter ihm erscheint der h Geist, in Gestalt einer Taube mit neun beflügelten Engelsköpfen umgeben. Das Ganze ruht auswärts auf zwei Säulchen. Es ist aber zu merken, dass die zwei untersten Engel geflügelt und in ganzer Gestalt sind, und dass hinter dem h. Geist eine ovale Platte sich vorfindet, worauf der Heiligenschein ausgemeisselt ist.



Den Gipfel des Altars macht ein Gruppenbild aus, Maria darstellend mit dem Kinde Jesus und Johannes des Täufers zur rechten Seite von Maria, welche auf einer Stockbanke sitzt, steht das etwas mehr an Alter, als das Jesu Kind, vorangeschrittenen Jesus Kind, demjenigen die Rechte aufs Haupt legt, derer Daumen sich bis auf das linke Auge erstreckt. Dieses Kind ist mit einem rothen Kleid, dem Martyrkleid, angethan sich erstreckend vom Halse bis zu den Füssen, welches mit einem Gurte um den Leib befestigt. Denn er hatte ein Kleid aus Kamelhaaren und eine lederne Gurte um die Lenden. Math 111,4. Das Aussehen desselben ist ernsthaft.



Die Mutter hat das Jesus Kind auf dem linken Knie, es mit der dieseitigen Hand an das Herz drückend; das Kind selbst hebt die Linke auf bis zur Mutterbrust und wendet den Liebe ausdrückenden Blick aufwärts nach ihrem Gesicht. Die Mutter des Kindes richtet einen wehmütigen Blick zum Himmel, als wollte sie von diesem Gnade erflehen für diese zwei Kinder, an denen das Erlösungswerk eingeleitet und vollendet werden sollte. Denn einleitend hatte Jesus für die ganze Menschheit gelitten und vollendend erfüllte Jesus Christus das Erlösungswerk. Ihre Kleidung besteht aus einer dreieckigen Kopfbedeckung, aus goldgefärbtem Mantel und Kleide, welches eine Gurte umgibt; der Mantel aber ist roth gefüttert.

Dies Gruppenbild war zur Zeit der Kirchenzerstörung vom Altar verschwunden und befand sich in einer Familie, deren Vorstand vor etlichen Jahren es der Marienkapelle auf dem Leichen wieder schenkte, um den Kirchenraub wieder gut zu machen. Als man die Sache aber genau untersuchte, fand man, dass die Vorstellung vollends auf diesen Altar passte, und so liess der Herr Dechant sie vor etlichen Monaten wieder hinstellen.

Ehe wir die Beschreibung der Mitte des Altars wieder verlassen, wollen wir noch einiges hinzufügen, was uns bei einer besseren Untersuchung dieses Theils auffiel. Zuerst ist zu bemerken, dass die unterste Karnies quer durch den Altar ging, aber zerschlagen worden ist, als man den Tabernakel und die Madonna-Nische bauen wollte; dass das Madonnabild ursprünglich auf dieser Karnies fusste in einer Nische ähnlich denen wie die Statuen des h Cornelius und der h Barbara, von gleicher Höhe wie diese, obgleich diese sie an Dicke

übertrifft. So lief auch der Gürtel unter diesen Heiligenbilder quer durch den Altar, worauf in der Mitte, welche jetzt das Tabernakel bedeckt, ein ähnliches den jetzt noch bestehenden Gruppenbildern Marienverkündig und Geburt Christi, mag bestanden haben, unter das der Auferstehung Christi, welches aber verstümmelt worden wäre, bei der Errichtung des Tabernakels. Die zwei nächstfolgenden Karniesen sind auch verstümmelt, um den Raum für die grosse Madonna-Nische zu erweitern.

Eben haben wir die Meinung ausgesprochen, dass vor der Zerstörung dieser Sachen ein Sakramentsschrank im ursprünglichen Altar über dem Haupt der Madonna mag gestanden haben. Dafür sprechen erstens, dass dieser Altar noch heute den Nameh Sakraments-Altar trägt, dann dass am obersten Theile des Rahmens welche ehemals die Mitte desselben ausmachte, noch zwei geflügelte Engel mit gefaltenen Händen, wie sie jetzt gewöhnlich bei den Tabernakeln angetroffen werden mit inwendig zum Tabernakel gewandtem Blick, sich hinter der grossen Nische befinden in Stein ausgehauen, ebenso künstlich wie die anderen Vorstellungen des Altars;

Ferner, dass man etwas tiefer hinab als die Engel auf jeder Seite im Rahmen ein Loch zu sehen ist, woran zwei Kerzenleuchter mögen befestigt gewesen sein. Noch verdient bemerkt zu werden, dass in der Mitte der Engel etwas weiter hinauf die Sonne mit fein vergoldeten Strahlen, deren Scheibe roth war, in den Stein der Rahmen ausgemeisselt ist.

Diese Gegenstände sind durch die unbarmherzige Hand an ihren untersten Theilen beschädigt worden, dass dies hätte wohl unterbleiben können, angesehen, dass ohne dem der Raum für die Madonnanische gross genug gewesen wäre.

Wenn man nach dieser Beschreibung sich den Altar in seinen alten und demnach vollständigen Zustand zurück denkt; wenn man denkt wie er das ganze Erlösungswerk versinnbildete; wenn man ferner bedenkt, dass die besprochene Verstümmlungen vorgenommen wurden, um rein kirchliche Sinnbilder durch weniger bedeutendes Schnürkelwerk zu ersetzen, so thut einem das Herz weh, solchen Vandalismus beschreiben zu müssen, man erschreckt darüber, dass die Zweispitze des Steinhauers eine oder zum Theil wegehobelt hat, welche mit bestem Willen schwerlich ersetzt werden können.

# Die Flügel des Altars

Unten am Fusse des rechten Flügels befindet sich ein in Stein gemeisseltes Gruppenbild vorstellend die Verkündigung Maria. Maria hat eine knieende Stellung, sie horcht, ohne auf den Engel einen Blick zu werfen, welcher mit kreuzweiseübereinander geschlagenen Beinen, etwas rücklings liegender Stellung dasteht, rundum eingehüllt in eine Wolke. Über dem Haupt des Engels erscheint der h. Geist mit ausgespannten Flügel den Schnabel auf Maria zugewendet. Das schöngefaltete Gewand des Engels ist vorn bis an den Leib aufgeschürtzt, welches aber seitwärts bis auf den Boden herab hängt. Auch fehlen dem Engel die Flügel nicht. Im Zimmer Maria's geht die Erscheinung vor. Ihr mit einem aufgeschlagenen Buch versehenes Bettpult, worin ein Oelkrug zu sehen ist, steht vor ihrem Bett, auf diesem liegen zwei braunfarbige Kissen. Über demselben hängt ein Kronen-Himmel und ist mit einem Vorhange umgeben. Zu ihrer Linken steht ein mit Leinenzeug angefüllter Korb, um anzuzeigen, dass Fleiss und Andacht sich mit einander gesellen können.



Verkündigung Maria
Alabasterrelief - Predella des
Sakramentaltars

Über diesem Gruppenbild steht in einer niedlichen Nische die Statue des h. Cornelius haltend in der Rechten den Hirtenstab mit dreifachem Kreuz; in der Linken ein Waldhorn angethan mit hohenpriesterlichen Schmuck, dessen Haupt die dreifache Krone schmückt.



Papst Cornelius

An der Aussen-Seite dieses Seitenflügels bemerkt man eine Säule, welche sich erstreckt bis an das Ende dieses Seitenflügels, auf dessen Endgesimse der Erzengel Michel steht, begleitet mit dem höllischen Drachen unter den Füssen, dem er die Lanze in den Rachen stösst.

Am Fusse des linken Flügels ist ein anderes Gruppenbild ausgemeisselt darstellend die Geburt Christi im Hirtenstall.



Geburt Christi

Alabasterrelief - Predella des
Sakramentaltars

Dieser stellt ein in Verfall begriffenes Gewölbe dar. Rechts gewahrt man eine von dem Künstler mit Fleiss zerbrochene Säule, deren Knauf zu den Füssen Josephs liegt. Das Gruppenbild hat folgende Bestandtheile: Maria sitzt rechts in einer betenden Stellung auf den Knien zum Haupt des Jesu Kindes, welches in einem mit Bettzeug angefüllten Korb, einen Weidenkorb nachahmend, liegt, das Gesicht zu der Mutter wendend, welche nach Art der orientalischen Weiber gekleidet, das Haupt in eine doppelte Kaputze eingehüllt hat. Links zu den Füssen des Erlösers sitzt der h Joseph mit etwas gegen Himmel gewandten Augen. Zur Seite von Maria steht ein junger Hirt, mit einem Schaf unter dem rechten Arm. An der linken Seite des Korbs knien zwei Engel, der eine faltet die Hände zusammen und hat somit eine betende Stellung, der andere den Korb mit den Händen fassend scheint denselben aufheben zu wollen, um das darin liegende Kind dem etwas entfernteren Hirten zu zeigen, deren noch zwei linker Hand wovon der eine älter und gebärtet, der andere bartlos ist; der letzte hat eine Hirtentasche an und hält mit den Händen den Hut ein wenig entfernt vom Haupt, um damit dem Welterlöser seine Ehrerbietung anzuzeigen. Der Ochs und der Esel stehen rechter Seite tiefer hinein in der Grotte. Der Ochs zeichnet sich durch die rothe der Esel durch die braune Farbe aus.



Heilige Barbara

Auf dem ersten Gesimse des beschriebenen Gruppenbilds steht das Standbild der h Barbara in einer ähnlichen Nische, wie der Cornelius; sie fasst mit der Rechten einen Thurm, an dessen ersten Stockwerk, oben zwei Fenster angebracht sind.

Am zweiten Stockwerk bemerkt man ein Fenster, in dessen Lichten ein Kelch steht, mit einer darüber schwebenden Hostie, daneben hält die Heilige ein Buch in der Hand. An der Seite dieses Heiligenbilds bemerkt man wieder eine Säule, jener ähnlich an der Seite des h Cornelius; über ist ein Engel postiert, welcher dem Erzengel Michel rechter Seite entspricht. Ganz an der Aussenseite der beschriebenen Säulen gewahrt man noch zwei geflügelte Engelsköpfe und dann jederseitig ein Gethüm am äussersten Ende des Seitenflügels.

Auf den zwei ovalen Platten über den Häuptern des h Cornelius und der h Barbara liest man folgende Inschrift: renovatum anno 1749.

Die erste Frage welche der Kunstrichter sich bei der Bewertung dieses Meisterstücks stellt, ist folgende: welche Idee will der Künstler damit verkörpern; in wieweit ist die Verkörperung gelungen?

Das Ganze versinnbildet das Erlösungswerk von Maria Verkündigung bis zur Wiedervereinigung des Herrn mit seinem himmlischen Vater, nicht etwa wie es im Alten Testament

symbolisch angedeutet ist; sondern wie es im neuen vollendet worden ist, und dessen erneuerde Vollführung sich tagtäglich wiederholt. Das Erlösungswerk aber wird hier vorzugsweise vom Künstler von seiner kämpfenden leidenden Seite aufgefasst und dargestellt durch die vielen Märtyrer-Symbole, so der Altar darstellt. Bei einer religiösen Stimmung Mariens erscheint der Engel ihr, als sie etwa über die vorzuhabende Erlösung der gefallenen Menschheit nachdachte und den Erlöser erwartete, wie alle guten Seelen dieser Zeit sehnsuchtsvoll den versprochenen Messias auf Erden erwarteten. Der Engel kündigte ihr an, dass sie auserkoren sei, Mutter eines Sohnes zu werden, dessen Reich kein Ende nehmen soll. Am Gruppenbild erscheint zugleich der h. Geist, welcher an Maria das Wort, den ewigen Sohn zum Fleisch und somit Sie zur Muttergottes machte wodurch ihr das Geheimniss, wie sie ohne Mann Mutter des durch alle Zeiten versprochenen Heilands werden konnte, offenbar und klar wurde. Der heilige Geist aber erscheint erst dann als Maria ihre Einwilligung gegeben hatte, Mutter des Allerhöchsten zu werden, daher steht der Engel vor diesem am Gruppenbild.



Erzengel Raphael

Der Künstler stellte dieses Gruppenbild an den rechten Flügel des Altars, also an die erste Stelle, wie es die Kunst erfordert. An der linken Seite, also an der zweiten Stelle, steht das Gruppenbild der Geburt des Vermittlers, wie es die natürliche Verstellung des Erlösungswerks erfordert, wobei die Engel, die Hirten, der Ochs und der Esel, wie es theils die schriftliche, theils die mündliche Ueberlieferung in Erinnerung erhalten hat, erscheinen. Bei der Ausarbeitung dieser zwei Vorstellungen hat die Kunst insoweit ihren Zweck erreicht, als er sich in Steinarbeit erreichen lässt. Der Engel Gabriel sprach zu Maria: Sei gegrüsst du Gnadenvolle! Der Herr ist mit dir! Du bist die Gesegnete deines Geschlechts! Maria erschrak über diesen Anblick, nochmehr aber über diese Anrede. Erstaunt und zugleich horchend wird Maria auf der Abbildung dargestellt und somit hat die Kunst ihr Ziel erreicht. Dadurch, dass der Künstler die Schenkel des Jünglings entblösst, musste die züchtige Jungfrau noch mehr in Schrecken gerathen, welche Anfangs dieser Erscheinung keinen Glauben schenken konnte und sie vielleicht Arges von ihr denken that, bis eine zweite Gestalt, der h Geist voll Glanz erschien und sie beruhigte. Auch diese zweite Gestalt nötigte die Kunst Maria forschend darzustellen und mit etwas von dem Engel abgewanten Blick. Obgleich es Nacht war, so zeichnete der Künstler doch keine Lampe auf ihren Bettpult, wodurch er anzeigen will, dass das Zimmer durch die himmlischen Erscheinungen beleuchtet war; stellt er aber auf der anderen Seite einen Oelkrug in ihr Bettpult, so zeigt dies an, dass die Erscheinung des Nachts Statt hatte.

Eben so bedeutungsvoll und kunstreich ist die Abbildung der Geburt Christi und der Erscheinung der Engel dabei. Diese sprechen zu den Hirten: Das Zeichen, woran ihr das Kind erkennen werdet, soll euch dieses sein: ihr werdet ein Kind finden, das in Windeln eingewickelt ist und in der Krippe liegt. Ferner heisst es: mit stiller heiliger Ehrfurcht nahten die Hirten sich dem Kinde und und betrachteten es voll des innigsten Wohlgefallens und sie konnten sich kaum satt sehen.

Der Ausdruck dieser Schriftstellen leuchtet an den Gesichtszügen und Stellungen der Hirten hervor. Damit die entfernten Hirten das schöne Kind besser sehen und somit ihre Bewunderung und Ehrfurcht so mehr sollten beweisen können, lässt der Künstler den einen Engel das Kind mit dem Korbe in die Höhe heben, um sich satt davon zu sehen.

Obgleich die Engel nach dem Ausdruck der heiligen Schrift, sobald sie den Hirten die Geburt des Weltheilands angekündigt hatten, sich wieder zum Himmel erheben, so lässt der Künstler sie dennoch bei der Krippe erscheinen, um anzuzeigen, dass die Engel bei der Geburt den Hirten die Botschaft brachten. Auch mögen Engel sie begleitet haben, um Maria und Joseph zufrieden zu stellen, welche sich erschreckt hätten über einen so unerwarteten Besuch.

Bei unserer Vorstellung liegt das Kind nicht da in Windeln gewickelt, wie die h. Schrift sagt, sondern ganz nackt. Dies ist kein Missgriff der Kunst, denn je liebenswürdiger ein Kind ist, desto mehr erfreuen sich die Eltern es in seiner ganzen Gestalt denen zu zeigen, die es besuchen. Davon überzeugt uns die tägliche Erfahrung, wo die gewöhnlichen Eltern stolz darauf sind, die wohlgeordneten Gliedmassen ihrer Kinder den Anwesenden blos zu stellen, und insomit hat auch die Kunst hier Recht das Jesu Kind ganz nackt darzustellen, heisst es ja auch: "Die Hirten konnten sich nicht satt sehen" welche Stelle voraussetzt, das sie das Kind in seiner ganz natürlichen Gestalt sahen.

Warum erscheinen die Hirten mit Opfergaben representirt, das der eine Hirt ein Lamm unter dem Arm trägt, der andere eine gefüllte Hirtentasche hat? Die Ueberlieferung sagt, es seien Vorsteher der Hirten gewesen, welche kamen das Kind anzubeten; wie anders hätten sie auch ihre Heerden verlassen können, wenn sie nicht andere Hirten unter sich gehabt hätten, die bei ihrer Abwesenheit die Heerden bewachten und wie Opfertiere mitnehmen können? Aus der Geschichte ist bekannt, dass es den Vorstehern der Hirten erlaubt war, Vieh von ihren Heerden zu nehmen, um Freunde zu bewirthen, wie der göttliche Eumecus in der Osysse, welcher Vorsteher der Schweinhirten war, aus eigenem Ansehen Vieh von der Heerde seiner

Herren nehmen konnte, um Freunde zu bewirthen; dann war auch das Lamm eine Vorbedeutung, dass Christus wie ein unschuldiges Lamm zur Schlachtbank für Aussöhnung der sündigen Menschheit geführt wurde. Wie trefflich hat der Künstler demnach wieder hier im Geiste der Kirche Gottes gehandelt?

Warum wird die Grotte als ein in Verfall begriffenes Gewölbe dargestellt? Zur Antwort dieser Frage führen wir eine alte Legende an, die jeder in einen Sinn fassen kann wie er will, an. Diese Grotte soll schon zur Zeit Abrahams bestanden, und Maracka, der Armen dieses zur Grabstätte gedient haben. Dann soll Maracka Abraham darin gesäugt haben, wie Maria zuerst das Kind Jesus, dafür die Höhle auch die Höhle der Säugenden genannt worden ist. Demnach war die Höhle sehr alt, und die Kunst konnte ihr Alter durch keinen besseren Ausdruck bewähren, als dass sie derselben das Ansehen eines zerfallenen Gewölbs gab. Dies zu thun, war sie einigermassen auch dadurch gezwungen um ihre Gruppe dem Auge offen zu legen.

Die zwei Gethüme unter den Fussgestellen der grossen Säulen des Altars, wovon das eine nach Norden, das andere nach Süden schaut, nahen sich einerseits den Eulengesichtern, andererseit Verunstellungen des Menschengesichts, dies zeigt demnach Finsterniss und verschmitzte Bosheit an, Eigenschaften, die dem höllischen Satan zugeschrieben werden, wodurch er eine bedeutende Rolle spielt bei der leidenden Menschheit ohne welches die leidende Kirche nicht gedacht werden kann, und daher vorzüglich an einem Altar passt, woran auf eine ausnehmende Weise das Märtyrerthum in seinem Kampf mit dem Bösen symbolisirt werden sollte.

Wenn es im 148. Psalm heisst: alles fruchttragende Holz und alle Pflanzen und Geschöpfe sollen den Herren loben, so haben wir zu erwarten, dass das Obst an unserem geistreichen Altar nicht fehlt. Wir finden es richtig an zwei an ihren drei Ecken umstüplten Platten, welche als Ausschweifungen dienen den Seitenflügel des Altars am zweiten Stockwerke zu vollenden, ausgemeisselt. An der rechten Platte hängt.ein in einem Kruge mit einem Schleife gebundenes Obstbündel, bestehend aus Laubwerk, einer Traube, drei Aepfeln worunter ein vielkörnichter Granatapfel zu erwähnen ist. Dieses Bündel hat Bezug auf die Einheit der Kirche, wovon der Granatapfel mit seinen vielen Kernen / Völkern / besonders auf dieselbe bezogen wird. Die Traube nimmt die unterste Stelle des Bündels ein, als ruhe auf dem Weinstock, Jesus Christus, die ganzé Einheit der Kirche; denn es heisst bei Johannes: Der Herr selber ist der Weinstock und seine Gläubigen sind die Schösslinge oder die Reben. Die Welt zu erlösen musste der Heiland leiden; dass die Traube Wein werde, muss sie gekeltert werden, und so ist auch der Kelter ein gewöhnliches Sinnbild für den Herrn und seine Märtyrer. Wie denkwürdig ist daher in diesem Sinn die Traube für unseren Märtyrer-Altar. Der Ring, woran das Bündel befestigt ist, versinnbildet das eheliche Band, womit die Glieder der Kirche mit dieser Braut verehelicht sind; bedeutet also wieder die Einheit der Kirche.

An dem südlichen Altar-Schild trift man ein ähnliches Bündel an, ausser dass das Obst von einem geringeren Masstab ist, und statt des vielgekörnten Granatapfels sich eine Maulbeere daran befindet und ohne Traube ist. Wie der Maulbeerbaum tief und fest seine Wurzeln in die Erde schlägt, so kann er sehr passlich als Sinnbild eines tiefgewurzelten und festen Glauben gelten; welches wieder eine Erforderniss der Einheit der Kirche und des Märtyrerthums ist; dies entübrigt uns die anderen Bestantheile des Bündels zu wiederhohlen.

Unter dem Sockel der beiden untersten Säule ist jederseitig ein geflügelter Engelskopf angebracht, unter deren Brust wieder ein Beutel Obstarten oben wie mit einem Seil angeheftet ist, unten aber an einer Wulst festhält vermittels einer Schleife. Die Engel scheinen die Säulen zu tragen, somit theilweis den Altar; besondes aber den Erzengel rechter und den anderen geflügelten Engel linker Hand, die auf wechselseitigen Säulen stehen. Dann unterstützen die Engel, als Diener Gottes die Kirche, wovon sie einen Theil ausmachen, nämlich die triumphirende Kirche. Mittels des Bündels das sie unter sich haben, sind sie mit der leidenden Kirche auf Erden in Verbindung, und für sich mit der triumphierenden im Himmel.

# Sinnbilder des Tabernakels

Auf der Aussenfläche des Sakramentsschrank sind eine Rebe samt Traube und ein Weizenhalm mit vollen Aehren ausgeschnitzelt, welche Objekte einerseits das Blut und den Leib Christi auf eine mystische Art, anderseits unsere wirkliche tägliche Nahrung vorstellen.



Diese Abbildung ist nicht weniger schriftgemäss als das am Tabernakel auf dem mit sieben Siegeln verschlossenem Buch liegende Lamm Gottes. Es heisst Apocal. V 3: "Allein es gab Niemand weder im Himmel noch auf Erden, welcher dieses Buch weder öffnen noch beschauen konnte, und das Lamm, das da stand und wie geschlachtet war konnte". In diesem Buche sind also alle Geheimnisse geschrieben, die theils offenkundig geworden theils noch offenkundig werden durch das geschlachtete Lamm. Das erste Siegel ist gebrochen durch das Opfer des Lammes. Dies blutige Opfer wird vorgestellt durch die mit Schwertern durchdrungenen Herzen im Tabernakel woran das Herz Maria theil nimmt, d. h. der Gottmensch leidet und blutet, um die gefallenen Menschen wieder mit Gott zu versöhnen. Das zweite Siegel ist auch gelöst dadurch, dass die Verfolgungen und das Martyrerthum der Christen aufhören, obgleich die leidende Kirche einem beständigen Kampf unterworfen ist, angedeutet durch die Kreise, worin die Herzen eingefast sind.

# Andere Sinnbilder des Altars

Das Märtyrerthum ist daran representirt und einigermassen personifiert durch die grausame Hinrichtung der h. Barbara auf Befehl eines herzlosen Vaters; wo dann der Engel über ihrem Haupt kann die Belohnung bedeuten, welche den Gottseligen bereitsteht, die den Tod gelitten haben für das Wort Gottes und für das Zeugnis, das sie dafür abgelegt haben. Dass solche

himmlische Seelen einst mit dem ewigen Vater vereint werden, ist eine Idee, welche versinnbildet wird durch die Engel, welche um Gott Vater an der Spitze des Altars schweben, abgesehen davon, dass sie auch die neun Chöre der Engel vorstellen. Verfolgt man die Gedanken-Reihe bis ans Ende, so ergibt, dass, obgleich die leidende Kirche od. das Märtyrerthum an diesem Altar vorzugsweise symbolisch haftet, andererseit doch die triumphierende Karakter-Bilder daran findet.



Erzengel Michael

Damit aber war die Aufgabe des ganzen Christenthums noch nicht gelöst und es blieb dem Künstler noch übrig, die lehrende und streitende Kirche darzustellen. Dies erreichte er dadurch, dass er den Papst Cornelius, als Lehrer und Führer der christlichen Gemeinde mit dem Waldhorne in der Hand hinstellte, anzudeuten, dass die Lehren Christi in allen Welttheilen auszuposaunen wäre: exivit sonus eorum etc.

Dieser Papst ist aus einer doppelten Absicht gewählt worden, einmal als Vorsteher der orthodoxen Lehre der Kirche Gottes, dann als Märtyrer. Er erlitt nämlich den Märtyrertodt zu Contumcella. / Civita Vecchia :/ den 14 7br 252, wohin von dem Kaiser Gallus verwiesen ward. Papst Sylvester I. soll der Kirche von Trier sein Haupt geschenkt haben. Daher mag es kommen, dass dieser Märtyrer als Represantand des Martyrerthums hier ist erwählt worden, um desto mehr, weil damals sein Haupt als Diozesan-Reliquiar galt.

Wird der Erzengel Michael, der Eiferer für Gott, als der Beschirmer Israels und als Ueberwinder der satanischen Rotte über dem Haupt des h. Cornelius dargestellt, den Drachen unter den Füs-sen, seine Lanze in den Rachen stossend, so will die Kirche Gottes damit andeuten ihren Kampf gegen das Böse gegen den höllischen Satan, der die ganze Welt

verführt und dann ihren Triumph über denselben, indem es dann heissen wird: Das Reich dieser Welt ist zu unserem Herren, unserem Christ übergegangen und Er wird von Ewigkeit zu Ewigkeit herrschen.

Es bleibt uns noch übrig von dem grossen Madonna-Bild zu schreiben, für welches man, es ist wahr, eine prächtige Bilderblende, bei der Verstümmelung des Altars, errichtete. Die Mutter trägt das Jesu Kind auf dem linken Arm, welches ein Buch in der Hand hält. Was soll diese Vorstellung anders bedeuten als, dass die Muttergottes ihr Kind selbst in seinem zarten Alter unterrichtete, wie die Eltern zu jener Zeit thaten, wo noch keine öffentliche Jugendlehrer angestellt waren? Das Buch, welches der Heiland in der Hand trägt, zeigt auch an, dass Er nach einem reiferen Alter, als Lehrer der unwissenden Menschheit auftreten werde. Hiermit wäre sodann auch das Lehramt der Kirche wieder symbolisirt welches sie im Namen des Erlösers fort zuführen hat.

Wie überhaupt das Christenthum nicht kann gedacht werden ohne Maria, die Gebärerin des Weltheilands, so hat auch hier der Künstler das Marienbild in die Mitte des Altars gestellt, als von welcher das Wort Fleisch geworden, d.h. für den den Menschen Etwas Wirkliches, was früher muss in der Verheissung, nur in der Idee frommer Seher vorchristlicher Zeiten fusste.

Somit ist Maria hier nicht für sich allein zu betrachten, sondern in Gemeinschaft vom Ganzen, was der Altar versinnbildet, so dass dieser so wenig Muttergottes als Cornelius Altar genannt werden um so mehr weil derselbe vor Erbauung des Chors der Hochaltar muss gewesen sein; dann bemerke man dass die Skapulier-Bruderschaft von dem Berge Karmel gegen das Jahr 1255 erstanden ist, welche den ersten Muttergottes-Altar soll errichtet haben.

Zur vollständigen Beschreibung des Ganzen, bleibt noch übrig über die zwei Märtyrer-Monstranzen, welche an diesem Altar aufgestellt sind, zu schreiben. Ein Altar ohne Märtyrergebeine ist eben soviel als einc Kirche ohne Altar, ein Christ ohne Christenthum. Diese Aussage gilt besonders für diesen Altar und soll die Idee, dass die Viandener Pfarrkirche ein Martyrium ist, bestätigen, Idee, welche erst klar wird nach Vollendung dieser Abhandlung.

### Die zwei Märtirer-Monstranzen

Hätte die Kunst die Märtyrer-Gebeine hier vergessen, so ware sie auf halbem Wege stehen geblieben, was dem Geist des Christenthums entgegen gewesen wäre, besonders zu einer Zeit, wo es glaubensfreudig und glaubensglücklich keine Unkosten scheute die Ueberbleibsel der h. Märtirer zu erhalten und aufzubewahren. Diese Märtyrer-Monstranzen stehen vorschriftsmässig, die eine an dem rechten, die andere an dem linken Flügel. Die auf der rechten Seite hat folgende Inschrift: D.S.R. Damiani marty; Vementii Marty; die auf der linken: De sepulchro Domini Cosmas Marty. Im Umkreis der Monstranzen befinden sich noch kleinere Partikeln seliger Märtyrer, aber ohne Inschriften.

Unwillkürlich erinnert man sich bei diesen Ueberbleibsel an die Lösung einer der sieben Siegel der Offenbarung Johannes, welche unstreitig bezug hat auf das Martyrerthum. Cap VI V 9. heisst es: als er das fünfte Siegel gelöst hatte, sah ich unter dem Altar die Seelen derjenigen, welche den Todt gelitten hatten für das Wort Gottes und für das Zeugniss, das sie abgelegt hatten.

Wie die Reliquien der hh. Cosmas und Damianus, dieser Körper- und Seelenärzte zu Vianden geschätzt worden sind, erhellt daraus, dass seit undenklichen Zeiten am 27 7br, Tag der Enthauptung der zwei Brüder feierlich bis auf den heutigen Tag begangen wurde, welches daher kommt, dass sie mit schweren Krankheiten und verheerenden Pesten hiergeführt wurden, wegen den letzten haben sie ihnen den h. Rochus beigefügt, worüber wir ausführlicher schreiben werden bei der Beschreibung der Pestkapellen und der Neukirche.

# Die Farben des Altars

Ehe wir zu einem anderen Gegenstand übergehen, wird es nötig sein, nachzuweisen wie der Künstler an diesem gelungenen Meisterstück noch der letzten seiner Forderungen nachkam; wir wollen sprechen von den Farben. Wie die Kirche jeden Tag ein Gedächtniss feiert, das entweder freudiger oder trauriger Art ist, so hat dieselbe auch ihre Farben, diese Zustände auszudrücken. An unserem Altar kommen sechs oder vieleicht fünf Farben vor, weil Gelb und Roth sleh als Kirchenfarben ersetzen können. Dieselben sind: Weiss, Gelb, Grün, Blau, Roth

und Schwarz. Weiss oder Licht im christlichen Sinne ist die Farbe der Unbeflecktheit, Grün bedeutet schon im gewöhnlichen die Hoffnung; die Kirche aber bedient sich dieser Farbe vom ersten Sonntag nach Pfingsten bis zum Advent einschliesslich, um anzudeuten, das sie auf die Ankunft des Herrn hofft. Das Schwarze gibt im Volksleben, wie in der Kirchenkleidung die Trauer an. Das Blaue od. Violette ersetzt das Schwarze in vielen Fällen. Die Pupur-Farbe, welche die priesterliche Macht anzeigt, kommt an der Statue des h. Cornelius vor; die feuerfarbene Scharlachfarbe an der Madonna und an ihrer Bilderblende; ; zeigt die letzte Farbe das Lehramt an, so wird dadurch unsere Meinung unterstützt, dass sie in ihrer Stellung und Bezeichnung als Lehrerin ihres Kindes zu betrachten ist. Obgleich der Altar im Jahre 1749 fleissig angestrichen worden ist, so glauben wir, dass man die alten Farben behielt.

Nach ausgiebiger Schilderung dieses Kunstücks werden wir wohl nicht mehr nöthig haben uns langer Umwegen zu bedienen, die Entstehung desselben in die Zeit der Erbauung der Pfarrkirche zu setzen und dasselbe wieder der Schule des Albertus Magnus zuzuschreiben, um so mehr, weil jede Vorstellung daran sich ungezwungener Weise auf die Lehren der Kirche Gottes anwenden lässt und reiner aufgefasst, als es je zu einer anderen Zeit aufgefasst worden ist. Das Monument wurde auch rein erhalten bis man unsinnig genug war, dasselbe zu verstümmeln und es nach der neuen Mode und Aufklärung der sogenannten goldenen Ludwigszeit hofmässig und klassisch zuzuschneiden.

#### N.B.

Wenn zu Ende des XIII Jahrhunderts die Altäre die jetztige Gestalt annahmen, so war der beschriebene einer von den ersten, welche die alten Ciborien ersetzte und ist er um so merkwürdiger. Wir nehmen somit umso lieber an, dass man viel Kunst an den jetzt beseitigten Sakramentsschrein, welcher das Ciborium ersetzen sollte, anwandte.

#### Anmerkungen der Redaktion:

- (1) Mit "gotisch" bezeichnet N. Neuens die Mensa, welche vormals aus einem mittelalterlichen Sakrophag bestand. Dieser ist heute Unterbau des Joseph-Altars; die neue Mensa des Sakramentsaltars besteht aus dem Sakrophag der Maria von Sponheim; wie auf dem ersten Photo ersichtlich vormals hinter dem Altar verbaut. Der als "renaissance" bezeichnete steinerne Aufsatz (Retabel) ist tatsächlich im sehr seltenen Manierismus-Stil gefertigt (1620), während der hölzerne Tabernakel-Einsatz Barock ist (1749)
- (2) Im Manuskript von Nic Neiens irrtümlicherweise als Muttergottesaltar benannt
- (3) Heute befindet sich dieses Teil am Josephs-Altar

# (4) Heute Mensa des Joseph-Altars



Der Sakramentsaltar nach den Sanierungsarbeiten in den Jahren 1988 bis 1990

#### Nathalie Becker

# LA PASSION DE L'ABSTRACTION

Comment Yola Reding s'est imposée à la fin des années 50 dans un monde artistique très masculin



Que nenni ces conventions qui dictent qu'il ne soit guère courtois de révéler l'âge d'une dame. Surtout quand il s'agit de célébrer ses 90 printemps. Yola Reding, grande figure de l'art luxembourgeois, les fête aujourd'hui: retour en arrière sur le parcours d'une pionnière passionnée.

Née le 31 mars 1927 à Vianden selon le souhait de sa grand-mère, précise-t-elle, alors que ses parents résidaient à Belair dans une maison qu'elle habite encore aujourd'hui, Yola Reding peut se targuer de près de 50 ans d'une carrière artistique particulièrement fructueuse et sereine.

Formée aux Ecoles nationales des Beaux-arts de Paris et de Nancy, élève à l'Académie Julian - célèbre pour le nombre et la qualité des artistes qui en sont sortis pendant la grande période d'effervescence artistique de la première moitié du XX<sup>e</sup> siècle - Yola Reding a fait également un passage dans l'atelier d'Auguste Trémont, avant de fréquenter la «Rijksakademie voor Beeldende kunsten» à Amsterdam ainsi que le «Palazzo Spinelli» à Florence.

Avec une formation aussi prestigieuse et solide, la jeune Yola était prête à affronter le monde de l'art luxembourgeois encore très masculin à la fin des années 50 tout en menant sa vie de d'épouse et de mère. En effet, en 1952, elle convole avec Jacques Mersch et de cette union naîtront Patrick et Manon.

La première présentation de ses ceuvres au public aura lieu en 1958 lors du Salon du Cercle artistique de Luxembourg où elle montre une peinture de fleurs. Yola n'a pas encore laissé libre cours à ses tentations abstraites. L'année suivante elle est accueillie aux cimaises de la Galerie Le studio en compagnie de Ben Heyart et de Charles Kohl, deux artistes qui deviendront ses complices et amis jusqu'à leur décès respectif. Ils travailleront et exposeront fort souvent ensemble et s'attelleront même en 1962 à l'organisation et la scénographie du «Journ-artis-Bal» qui aura les honneurs de la presse pour son audace et son originalité.

#### Une amitié indéfectible

Yola Reding peut également compter à cette époque sur le soutien et l'amitié indéfectible du grand Jean Aulner qui la conviera à une première exposition en 1963 dans sa galerie sise tout d'abord Grand-rue.

1963 est une année faste pour Yola Reding qui recoit le Prix Grand-Duc lors du Salon du Cercle artistique pour une oeuvre graphique bi-chromatique dans laquelle elle exprime ses recherches abstraites. Son travail est teinté par une influence de l'Ecole de Paris. Les figures de Joseph-Emile Muller et des collectionneurs Pauly et Erpelding sont toutes puissantes et nos jeunes artistes succombent à la leçon assimilée de l'abstraction lyrique.

# Dans la lignée de l'abstraction lyrique, Yola Reding nous offre un art fin et spirituel.

Pour Yola Reding, c'est un véritable Âge d'or en particulier avec ses participations aux expositions qui se tiennent à la «Escher Kunstgalerie», organisées par Jos Wampach. Elle côtoie des personnalités qui vont inscrire leur nom au Panthéon de l'art luxembourgeois: Bertemes, Probst, Wercollier, Jean-Pierre Georg, Gillen pour ne citer qu'eux. Exposer à Esch-sur-Alzette en cette fin des années 60 et début de la décade 70 est une fierté et une opportunité pour les jeunes artistes. L'Arbed attire dans la capitale du Sud des industriels et notables férus d'art.

L'artiste connait aussi une renommée internationale. Elle est invitée à présenter son travail régulièrement à Paris et ira exposer à Anvers, Ostende, Liège, Bruxelles, Trèves, Barcelone, Tokyo en 1979 où elle recoit l'«International Art Prize Metropolitan Museum». Puis ce sera Lugano, Brest, Cologne, Wiesbaden, Vayolles, Herblay, Sarrebruck, Sarreguemines, Stockholm, Sarlat, Venise où elle est faite lauréate du Certificat du mérite en 1998, Tel-Aviv, Jérusalem, Amsterdam, Haifa, La Haye.

Fidèle en amitié, elle ne rechigne jamais à répondre aux appels de Jean Aulner ou du Cercle culturel français. Elle montre régulièrement son travail à Luxembourg. Dans les années 2000 l'artiste se consacrera à des expositions à la Galerie de Luxembourg, à la galerie Orféo, à la galerie Op der Kapp et récemment chez Mediart dans «Lyrisme structuré».

Inscrite dans la lignée de l'abstraction lyrique, Yola Reding nous offre un art fin et spirituel. Sa production est toujours nimbée d'un sens remarquable de la composition. La palette se fait quasi harmonique et laisse naître des abstractions vaporeuses, voire oniriques qui tranchent admirablement avec la fine matérialité de quelques réminiscences figuratives.

Quant à ses gravures, elles sont d'une exécution minutieuse et d'une originalité vigoureuse. D'inquiétants enchevêtrements flottent dans le champ comme s'ils étaient nés du tréfonds de l'imaginaire de l'artiste de manière automatique, spontanée. Les éléments y voguent comme sous la lentille du microscope avec une certaine musicalité.

Le format des productions de Yola Reding semble volontairement réduit afin, à l'instar d'une miniature, de décomposer avec le plus de perception sensible les traits, les lignes, les images qui émaillent le vide presque stellaire des gravures.

Depuis quelques années, l'artiste s'est attelée a la realisation de papiers découpés, peints à l'huile et scarifiés qui monumentalisent les compositions. Il y a une atmosphère électrisante dans ce travail tout en mobilité qui tend à leurrer notre perception.

Ce qui est également palpable dans une telle production est la minutie et la concentration avec laquelle travaille Yola Reding. Sa main devient le prolongement de son esprit, et de l'esprit elle n'en manque pas. La rencontrer et échanger sur l'art dans son ancien atelier devenu un séjour vaste et clair est une expérience délicieuse.

#### Une figure discrète

La dame n'a rien perdu de son charme et de son élégance quasi aristocratique et revient avec nous sur sa carrière bien remplie et en tout point réussie, avec une modestie dont ses cadets ne devraient jamais se départir. Elle a été et est toujours aujourd'hui une figure certes discrète, mais importante de la création luxembourgeoise, qui a ouvert la voie de la modernité.

Pionnière de l'abstraction, elle a su se faire une place dans un paysage artistique luxembourgeois encore bien paternaliste et masculin, à l'instar d'autres femmes de sa génération comme Marie-Thérèse Kolbach, Coryse Kieffer ou Berthe Lutgen.

Luxemburger Wort 31.3.2017

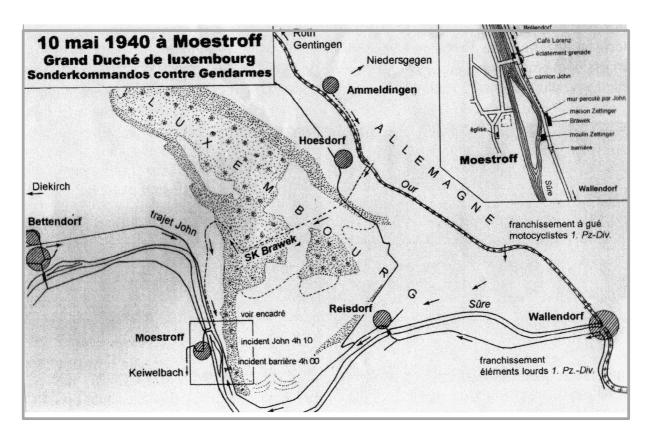
REDING YOL	.A	<b>★</b> Vianden	31.3.1927
Fille de	Reding J. P.	* Diekirch	2.2.1893 1943
et de	Theis Irma	<ul><li>Viander</li><li>Luxemb</li></ul>	16.4.1898 ourg 1.1.1970
grand-mère :	Hirtz Mathilde	<b>★</b> Viander	8.5.1864

_	7	6	_

#### Jean Milmeister

# Am 10. mai 1940: 5.00 Uhr starb Jean John, das erste luxemburger Zivilopfer des zweiten Weltkrieges, noch vor Beginn des eigentlichen Kriegsgeschehens

Am Abend des 9. Mai 1940 hockten einige schwer bewaffnete Männer des "Bau- und Lehr-Bataillons z.B. 800" in Zivil in einem Haus in Gentingen gegenüber Vianden und warteten auf ihren Einsatz. Gegen Mitternacht setzten sie unter Leitung von Unteroffizier Gerhard Braweck zwischen Gentingen und Ammeldingen auf Schlauchbooten über die Our und landeten bei Hoesdorf. Von Anton Welter aus Roth geleitet schlichen sie quer durch die Felder Richtung Moestroff. Sie schnitten die Telefonleitung durch und griffen die Wächter der Moestroffer Sperre an, wobei die Gendarmen Henri Giwer und Michel Schmitz schwer verletzt wurden.



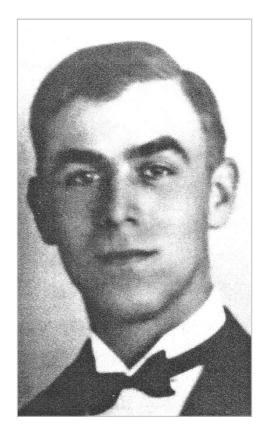
Am 10. Mai 1940 gegen Mitternacht wurde ein Sonderkommando des "Lehr- und Bau-Battaillons z.b.V. 800" von deutschen Pionieren in Schlauchbooten gegenüber Vianden über die Our gesetzt und landete bei Hoesdorf. Sie schlichen quer durch die Felder in Richtung Moestroff. (Karte J.P. Mary)

Über den weiteren Verlauf der Dinge berichtet Louis Ernzen:

Ernzen Louis (Ludwig) (Luxemburger) 33 Jahre alt, Arbeiter wohnhaft zu Bettendorf:

"John hatte mich angeworben, um ihn am 10. Mai bei Ausführung eines Transportes zu begleiten. An diesem Tage, gegen 4.15 Uhr morgens, hielt John mit seinem Kraftwagen vor meiner Wohnung und nachdem ich eingestiegen war, fuhren wir in Richtung Moestroff ab. Es war noch dunkel, als wir in der Ortschaft Moestroff anlangten. Vor dem Hause Roeder,

welches als erstes hinter der dortigen Sauerbrücke gelegen ist, erfolgte links hinter oder bei dem Kraftwagen ein heftiger Knall. John äußerte hierauf sofort: "Jetzt ist ein Pneu geplatzt". Gleichzeitig schaute John durch das an der Rückwand eingesetzte Fenster und sagte : "Es sind die Preußen" Unwillkürlich brachte John seinen Kraftwagen hierauf zum Stehen. Ich öffnete die Türe der Führerkabine und stellte fest, daß von hinten zwei Zivilpersonen auf den Kraftwagen zugelaufen kamen. Eine von diesen Zivilpersonen sagte auf deutsch: "Luxemburg bekommt jetzt deutsche Besatzung, der Wagen ist beschlagnahmt. Sie müssen den Wagen sofort Beiseite stellen." Beregte Person bestieg hierauf sofort die Führerkabine und nahm neben mir Platz, während der andere Zivilist auf der Straße zurückblieb. John setzte hierauf seinen Wagen wieder in Fahrt, um denselben auf dem freien Platz bei der in der Nähe gelegenen Mühle Zettinger Emil (Luxemburger) 35 Jahre alt, Müller, wohnhaft zu Moestroff, zur Seite zu stellen. Als wir bei dem Hause Zettinger resp. dem freien Platz angekommen waren, fielen dicht beim Kraftwagen Schüsse. (Es können etwa ein Dutzend gewesen sein.) Die neben mir sitzende Mannsperson riß sofort die Wagentür auf und schrie "Mensch bist du verrückt?" Auf dieses hin wurde das Feuer eingestellt.



Jean John (1908 – 1940) Transportunternehmer Bettendorf (Photo Wilhelm Back)

Ich sah jetzt, daß dieser Person d.h. unserm Begleitmann, die Krempe des Hutes auf einer Seite weggeschossen worden war. John war auf dem Führersitz zusammengesackt, doch glaubte ich nicht, daß derselbe tödlich getroffen worden sei. Ich selbst hatte mich bei der Abgabe der Schüsse sofort hinter die vordere Schutzwand des Kraftwagens gebückt und war so den todbringenden Kugeln entgangen.

Hierauf erschienen etwa 5 Mannspersonen, welche mir jedoch unbekannt waren und sich auch der deutschen Sprache bedienten, beim Kraftwagen, ergriffen mich und schleppten mich ins Haus Zettinger. Alldort wurde ich im ersten Zimmer rechts, in welchem sich ebenfalls verletzte Gendarmen und Soldaten befanden, interniert. Etwa gegen 8 Uhr morgens wurde die dort errichtete und versperrte Straßensperrpforte von deutschen Truppen gesprengt. Ehe dieses geschah, wurden wir ersucht, das Fenster unseres Raumes zu öffnen. Ich tat dies und als ich ins Freie schaute, sah ich John, der vor der Mühle als Leiche auf dem Rücken lag."

Quellen:

Michel Wilhelm -Albert Back: 70 Joer duerno. Erënnerungen un de Jean John an den F0 Doug Cameron,2010

Jean Milmeister: Canaris, Reile und Co. Der Einsatz deutscher Sonderkommandos der Abwehr am

10. Mai 1940 in Luxemburg. Revue

#### Jean Milmeister

### Die Viandener Familie André

Claude André aus Dijon, der 1684 mit Vauban nach Luxemburg gekommen war, heiratete Anne Velter aus Vianden und ließ sich dort nieder. Sein Sohn Damien André wurde Notar. Damien André hatte zwei bekannte Söhne: Joseph, Chirurg in Vianden, und Julien-Louis, der dort als Notar tätig war. Als Notar faßte Julien-Louis André 1797 die Gelegenheit beim Schopf, als Schloß Roth, das bis 1313 den Templern und von da ab bis 1797 den Maltesern gehört hatte, für 200 000 Livres veräußert wurde. Er erwarb den Herrensitz und ließ sich dort mit seiner Gattin Anna Carolina Leo und seinen vierzehn Kindern nieder.

#### Die Andrés als Protagonisten des Hauses Oranien-Nassau

Nachdem das Pariser Volk am 27. Juli 1830 die Bourbonen aus Frankreich verjagt hatte, durchfieberte die revolutionäre Bewegung Europa. Am 23. August 1830 brach die Revolution in Belgien aus, das sich von den Niederlanden lossagte, und Anfang Oktober ergriff die revolutionäre Bewegung auch Luxemburg. Nur die Stadt Luxemburg, in der eine preußische Besatzung lag, blieb den Oraniern treu, das übrige Land gehorchte den Belgiern, die es zu einem Teil Belgiens erklärt hatten und von Arlon aus verwalteten.

In Vianden jedoch bildeten die drei Brüder Louis-Joseph, Francois-Julien und Jean-Michel André eine starke Orangisten-Gruppe, die vehement für die Dynastie Oranien-Nassau eintrat.

Louis-Joseph André war Notar und Bürgermeister in Vianden seit 1816. Während der belgischen Verwaltung wurde L.-J. André abgesetzt, doch danach amtierte er wieder von 1839 bis 1849 als Bürgermeister. Er war Abgeordneter von 1816 bis 1831 und von 1842 bis zum 29. März 1848. Desweiteren verfaßte er eine Genealogie der Grafen von Vianden und eine Geschichte der Grafschaft Vianden, die beide sowohl in deutscher wie in französischer Sprache veröffentlicht wurden.

Louis-Joseph André wurde von seinen Brüdern Francois-Julien André, Gerber und Besitzer des Rother Schlosses und Jean-Michel André, Gerber in Vianden und Steuereinnehmer in Bettendorf, unterstützt. Durch besondere Gunst des König-Großherzogs erhielt Jean-Michel André, der 1830 als Steuereinnehmer abgesetzt worden war, eine Entschädigungsrente, die normalerweise nur den Beamten ausbezahlt wurde, die in die Hauptstadt zur niederländischen Verwaltung gezogen waren.

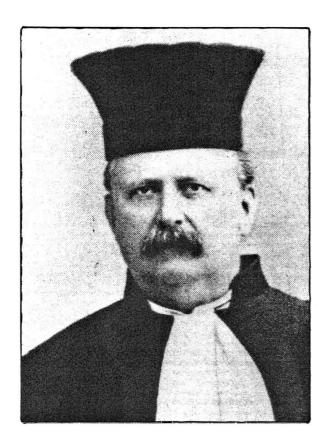
Als König Wilhelm II. 1841 seinen feierlichen Einzug in Luxemburg hielt, wurde er mit einer Kantate begrüßt, die ein anderer André, der neunzehnjährige Charles-Théodore André, der Sohn des Rother Schloßherrn Francois-Julien André, verfaßt hatte. Doch in der begeisterten Jubelhymne des jungen Poeten ließen pangermanische Töne aufhorchen, die wohl sein Deutschlehrer am Athenäum, Professor Heinrich Stammer, inspiriert hatte.

#### Karl-Theodor André, alias Sempronius der Poet

Karl-Theodor André, der am 1. Juli 1822 auf Schloß Roth geboren wurde, hatte zuerst am Gymnasium in Trier studiert, das zur gleichen Zeit ein gewisser Karl Marx besuchte. In Trier erkrankte K.-Th. André an Typhus. Seine Mutter, Marguerite Beving, pflegte ihn liebevoll und wurde selbst angesteckt, so daß sie am 13. Dezember 1837 starb.

Karl-Theodor André wechselte nun zum Athenäum über, wo er 1841 das Abitur ablegte. Dann studierte er in München und Paris Jura. In die Münchener und Pariser Studienjahre fallen die ersten literarischen Versuche Andrés, der 1844 die Zulassungsprüfung als Advokat machte, nachdem er am 13. November 1843 für die Luxemburger Nationalität optiert hatte. (Roth gehörte ja seit 1815 zu Deutschland.)

Anfang 1845 war K.-Th. André bei seinem Onkel, dem Notar, Abgeordneten und Bürgermeister Louis-Joseph André in Vianden tätig, ehe er sich als Advokat in der Hauptstadt niederließ. Während der dreijährigen Stagezeit als Advokat schrieb André seine Gedichte nieder, ehe er sich 1848 in die Politik stürzte.



Karl-Theodor André (1822-1883), Rechtsanwalt, Poet, Arbeiterfährer und linksradikaler Politiker, war wohl der Auffäligste der Andrés.

Archiv J. Milmeister

Erst zehn Jahre später veröffentlichte Karl-Theodor André in Berlin seine beiden Gedichtbände "Gedichte" (1859) und "Nena Sahib. Eine indische Geschichte und vermischte Poesien" (1860) unter dem Pseudonym "Sempronius". Den Dichternamen "Sempronius" wählte er in Erinnerung an den antiken Volkstribun Cajus Sempronius Gracchus, über den man ein Dramabruchstück "Gracchus, der Volkstribun" in seinem Nachlaß fand. In seinen Gedichten greift K.-Th. André homerische Szenen und horazische Oden auf, um manchmal von lyrischen Stimmungen zu ironischen Bemerkungen hinüberzugleiten. Vielleicht ist hier der Einfluß Heinrich Heines zu spüren, der während Andrés Pariser Studienzeit in der französischen Hauptstadt lebte.

Ein großer Poet war der späte Romantiker "Sempronius" nicht, und als seine beiden Büchlein 1859 und 1860 erschienen, hatte der achtunddreißigjährige Autor längst mit der Poesie abgeschlossen und war zum radikalen Politiker geworden.

#### Karl-Theodor André, der Arbeiterführer

Nachdem Frankreich am 24. Februar 1848 die Republik proklamiert hatte, gärte es in Deutschland und auch Luxemburg wurde von der Märzbewegung ergriffen. Schon am Morgen des 13. März 1848 hatten die Bürger der Stadt Luxemburg in ihrem Hausflur eine Proklamation mit elf Forderungen gefunden, die von der Pressefreiheit bis zur Organisation der Arbeit durch den Staat reichten. Der Autor dieser Proklamation, die auch als Plakat in französischer Sprache verbreitet worden war, war Karl-Theodor André.

Der Sohn des wohlhabenden Rother Schloßherm, der noch vor sieben Jahren als Primaner eine Jubelhymne zum Empfang des Herrschers geschrieben hatte, für den sich sein Vater und seine Onkel mit Leib und Seele eingesetzt hatten, hatte sich inzwischen zum linksradikalen Politiker und Arbeiterführer gemausert. Er war der Luxemburger Freimaurer-Loge beigetreten, die er jedoch im Februar 1848 mit Wilhelm Leibfried, Theodor Pescatore, Norbert Metz, Nicolas Martha u.a. wieder verließ, da die Loge ihnen politisch zu lahm geworden war.

Nach Aufruhrversuchen in Ettelbrück und Luxemburg gestand der König-Großherzog die sofortige Pressefreiheit und die Revision der Verfassung zu. Am 25. April 1848 sollte die Konstituante zusammentreten, um über die neue Verfassung zu beraten.

Am 4. April 1848 stellte K.-Th. André ein Wahlmanifest auf, um eine Arbeiterpartei für die Konstituante zu gründen, und veröffentlichte es am 8. April 1848 im "Diekircher Wochenblatt". In seinem Wahlmanifest übernahm Karl-Theodor André viele Forderungen seiner Märzproklamation. Durch sein Eintreten für die Belange der Arbeiter erhielt er bald den Beinamen "de rouden André".

Merkwürdigerweise wird dieser erste Versuch, eine Luxemburger Arbeiterpartei zu gründen, nicht in den "Beiträgen zur Geschichte der Kommunistischen Partei Luxemburgs<sup>1)</sup> erwähnt, während Ben Fayot in der Geschichte des Sozialismus in Luxemburg nur in einem Satz die Petition erwähnt, die von einer Arbeiterdelegation, bestehend aus zwei Handwerkern und vier Arbeitern unter Führung des Advokaten Karl-Theodor André, an die Konstituante in Ettelbrück überbracht wurde.<sup>2)</sup>

Die Petition von Arbeitern der Handschuhfabriken, der Steingutmanufaktur, der Eisenhütten und der Papierfabrik war auf den 13. April 1848 datiert und von P. Scheidt, Nagelschmiedemeister, G. Godrons, Schneidermeister, Beffort, Buchsetzer, P.-J. Merl, Buchsetzer, J. Schoos, Buchsetzer, N. Breithof, Weißgerber sowie dem Rechtsanwalt Karl-Theodor André unterzeichnet, der am 25. April 1848 in die Ständeversammlung in Ettelbrück platzte und im Namen der Arbeiterdelegation das Wort verlangte. Die Konstituante, die vom 25. bis 29. April 1848 in einem Schulsaal in Ettelbrück tagte, da die Lage in der Hauptstadt ihr zu unsicher schien, weigerte sich, die Arbeiterdelegation Andrés zu empfangen, worauf es zu neuen Unruhen kam. Schließlich durfte der Abgeordnete Charles München am 27. April 1848 der Konstituante die Petition der "Luxemburger Arbeiter an die Luxemburger Nationalversammlung" überreichen. Wie Karl Handfest<sup>3)</sup> hervorhebt, enthält die von Karl-Theodor André verfaßte Petition einige Forderungen, die uns direkt modern anmuten. So wird verlangt, daß der Staat das Maximum von Arbeitsstunden und das Minimum von Arbeitslohn der Arbeiter festsetze und eine zur Hälfte aus Arbeitern bestehende Kommission ernenne, "welche die Mittel in Vorschlag zu bringen hat, wie der, infolge einer gänzlichen Stockung von Handel und Gewerbe, zu befürchtenden und teilweise schon eingetretenen Arbeitslosigkeit abzuhelfen ist."

-

<sup>1) 1921-1981.</sup> Beiträge zur Geschichte der Kommunistischen Partei Luxemburgs. Centre Jean Kill.

<sup>2)</sup> Ben Fayot. Sozialismus in Luxemburg. Centre de recherches et études socialistes. Luxemburg S. 9.

<sup>3)</sup> Karl Handfest. Wilhelm Leibfried. Der Marx-Freund aus Luxemburg. COPE Luxemburg 1984 S. 60f

#### Karl-Mathias André hält die erste luxemburgische Rede in der Kammer

Obschon eine ganze Reihe Veröffentlichungen C.M. Spoo die erste luxemburgische Rede in der Kammer zuschreiben, wurde sie schon am 28. April 1848 in der Konstituante gelegentlich der Debatten um die Beteiligung Luxemburgs an der Frankfurter Nationalversammlung gehalten. Nikolaus Welter, Joseph Hess und Fernand Hoffmann schrieben Karl-Theodor André das Verdienst dieser Rede zu, doch auch er war es nicht, der zuerst luxemburgisch in der Kammer sprach. Es war ein anderer André, sein Vetter Karl-Mathias André, der Sohn des Viandener Gerbers und Bettendorfer Steuereinnehmers Jean-Michel André.

Karl-Mathias André, der am 27. September 1809 in Vianden geboren wurde, hatte in Lüttich, Heidelberg Paris und Brüssel studiert, ehe er Advokat in Diekirch wurde. Der spätere Abgeordnete des Kantons Vianden trat in die Magistratur ein, wurde 1840 Substitut des Staatsanwalts, 1843 Untersuchungsrichter und 1844 Staatsanwalt. Er wurde 1848 in die Konstituante gewählt und hielt bei der Debatte um die Beteiligung Luxemburgs an der Frankfurter Nationalversammlung die erste luxemburgische Rede, worauf Norbert Metz in derselben Sprache antwortete "fir datt jidfereen mech ka verstoën". Schließlich beschloß man mit 36 gegen 29 Stimmen, bei 3 Enthaltungen, Abgeordnete für die Nationalversammlung wählen zu lassen.

#### Drei Andrés für Frankfurt

Drei Andrés kandidierten bei den Wahlen für die Frankfurter Nationalversammlung: der Zollinspektor Jean-Pierre André, der Staatsanwalt Karl-Mathias André und der Rechtsanwalt Karl-Theodor André, doch gewählt wurde keiner, obschon P. J. Müller<sup>4)</sup> behauptet, Karl-Theodor André hätte "mit K. München und Leibfried die luxemburgischen Interessen mit viel Geschick" auf der Frankfurter Nationalversammlung vertreten.

Als Abgeordnete für Frankfurt waren Jean-Jacques Willmar (293 Stimmen), Emmanuel Servais (250 Stimmen) und Charles München (237 Stimmen) gewählt worden. Karl-Theodor André hatte nur 43 Stimmen erhalten, während Karl-Mathias André, der mit dem Enregistrementdirektor Schon stimmengleich war, durch das Los als Ersatzdeputierter ausschied. Als Ersatzmann gewählt wurde jedoch ein anderer André, nämlich Philipp André von Schloß Roth, der Bruder von Karl-Theodor André, der in Deutschland Ersatzdeputierter des Landkreises Bitburg für die Frankfurter Nationalversammlung wurde. Er war Mitglied der deutschen Fortschrittspartei und Landtagsabgeordneter.

#### Dicks contra "de rouden André"

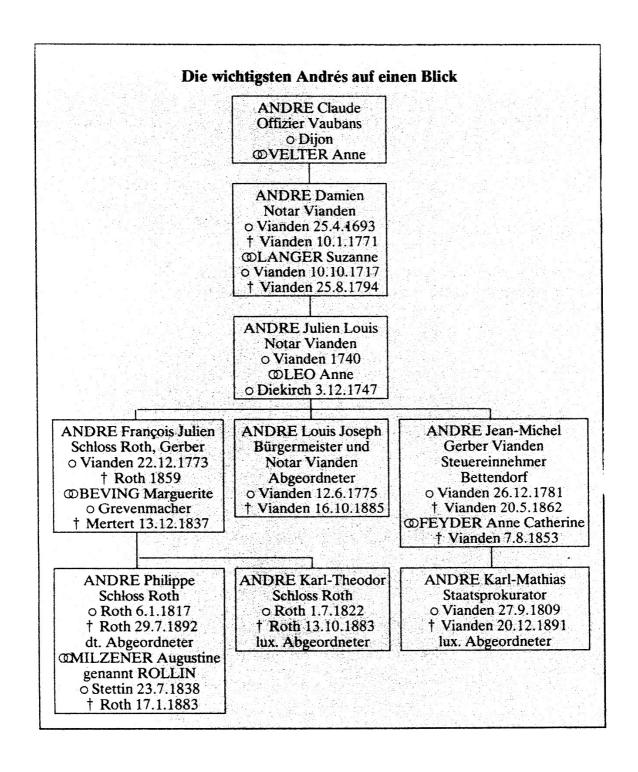
Nachdem Bürgermeister Joseph-Louis André Abgeordneter vom 7. Juni 1842 bis zum 29. März 1848 und Karl-Mathias André vom 25. April bis 28. Juli 1848 Deputierter der Konstituante war, wurde Karl-Theodor André, "de rouden André", am 28. September 1848 in die Kammer gewählt.

Doch schon im Mai 1848 war ein vierter André, Jean-Pierre André, der nicht mit unseren Andrés verwandt ist, in die Konstituante eingezogen, nachdem sein Schwager Emmanuel Servais als Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung gewählt worden und aus der Konstituante zurückgetreten war. Jean-Pierre André, der 1812 in Virton geboren wurde, war

<sup>4)</sup> P.J. Müller. Tatsachen aus der Geschichte des Luxemburger Landes. Luxemburg 1963 S. 212.

<sup>5)</sup> Paul Weber. Geschichte des Luxemburger Landes. Luxemburg 1948 S. 255.

Hauptzollinspektor in Luxemburg und wurde am 1. August 1848 Generaladministrator (Minister) in der ersten luxemburgischen Regierung unter Ignace de la Fontaine. Prinz Heinrich schickte ihn 1855 nach Weimar, um die Gründung einer Luxemburger Bank zu studieren, und ernannte ihn im folgenden Jahr zum Regierungskommissar bei der neugegründeten Internationalen Bank.



Karl-Theodor André wurde bei den Kammerwahlen vom 28. September 1848 mit seinen Freunden Pierre-Ernest Dams, Mathias Spanier und Wilhelm Velter als Abgeordneter des Kantons Remich in die Kammer gewählt. Am 5. November 1848, kurz nach der Kammerouvertüre, erschien in dem liberalkonservativen und regierungsfreundlichen "Volksfreund" das satirische Gedicht "D'Vulleparlament am Grengewald", in dem die Regierungsgegner verspottet wurden, besonders die Linksradikalen Karl-Theodor André, P.E. Dams und Konsorten:

"E Mierhong wat dréit eng Paréck, Seet: fort mat alle Vullestréck! Meng ganz Klik (bis) An ech, mir wëllen d'Republik.

De Schnautzvull steet dem Mierhong bei A rift: 't as glad kéng Geckerei! Mir aner (bis) Si rout Republikaner."

Es war der "Schnautzvull" K.Th. André, der am 7. November 1848 die Regierung interpellierte, was sie gegen die Verspottung der Kammer zu tun gedenke. Staatsminister Ignace de la Fontaine, dessen Sohn Edmond de la Fontaine, der junge "Dicks", der Autor des Spottgedichtes war, versuchte sich aus der Klemme zu ziehen, indem er sich auf die Pressefreiheit berief, doch zwei Tage später brachten die verulkten K.Th. André, P.E. Dams, M. Spanier und W. Velter zusammen mit dem Katholiken M. Jonas die Regierung de la Fontaine zu Fall.

Wie Batty Weber in "Erënnerongen un den Dicks" berichtet, hatte Kammerpräsident Charles Metz am Abend des 7. November 1848 zu einem Essen eingeladen und jedem Abgeordneten ein Exemplar des "Volksfreund" mit dem "Vulleparlament am Grengewald" unter die Serviette legen lassen.

#### Die Luxemburger Frage von 1867

Am 27. März 1867 brachte die "Trier'sche Landeszeitung" auf der Titelseite einen Bericht zur Luxemburger Frage:

"Über die brennendste und namentlich für unsere Gegend wichtigste Frage: Was geschieht mit Luxemburg? können wir folgende, auf möglichst sicheren Erkundigungen beruhende Mitteilungen machen: Der Verkauf Luxemburgs ist vom König von Holland beschlossen... Wir hoffen, daß Deutschland zu diesem schnöden Länderschacher nicht 'domine, fiat voluntas tua' sagen wird. Noch ist es Zeit, dieses Stück deutscher Erde, diese Festung, das manchmal ein Bollwerk Deutschlands genannt wird, beim Reich zu erhalten..."

#### Worum ging es?

Nach der Auflösung des Deutschen Bundes im Jahre 1866 infolge des preußischösterreichischen Krieges war Luxemburg dem Norddeutschen Bund nicht beigetreten und von Deutschland unabhängig geworden. Trotzdem Luxemburg nun kein Bundesstaat und die Hauptstadt keine Bundesfestung mehr war, war die deutsche Garnison in der Hauptstadt geblieben. Frankreich, das durch seine Nichtintervention im preußisch-österreichischen Krieg den Sieg Preußens ermöglicht hatte, fühlte sich nun durch dessen Machtanstieg bedroht und versuchte an seiner Ostgrenze neues Gebiet zu erwerben, um seine Stellung zu festigen. Die Lage sollte sich am 28. März 1867 zuspitzen, als König Wilhelm III. von Holland, mit dem Napoleon III. Verhandlungen angeknüpft hatte, sich bereit erklärte, das Großherzogtum gegen eine Geldentschädigung abzutreten.

Doch wer hatte diese Nachricht schon am Vortage in der "Trier'schen Landeszeitung" enthüllt? Es war kein anderer als Rechtsanwalt Karl-Theodor André, der in dieser explosiven Lage, die zum deutsch-französischen Krieg auszuarten drohte, kräftig mitmischte. In einem Brief an seinen Bruder Philipp André, den deutschen Abgeordneten, schrieb K.Th. André:

"Wenn Du Deinen Freunden in Berlin schreibst, so wirke dahin, daß man kategorisch den Eintritt Luxemburgs in den Norddeutschen Bund verlangt, denn nur so kann diese Frage definitiv aus der Welt geschafft werden. Ich habe das Meine redlich dazu beigetragen, um die deutsche Presse in Bewegung zu setzen. Den ersten Alarmschrei brachte die "Trier'sche Zeitung" zugleich mit positiven Angaben über den Handel selbst. Ich hatte sie durch eine Indiskretion Blochhausens erfahren." 6)

Die Vertragsunterzeichnung der Abtretung Luxemburgs war auf den 31. März 1867 festgesetzt. In letzter Minute bemerkte Außenminister van Zeylen das Fehlen eines Luxemburger Vertreters und Tornaco wurde durch Telegramm nach Den Haag gerufen. Ehe er dort eintraf, schlug in Berlin die Bombe von Bennigsens Reichstagsinterpellation ein. 7)

Rudolf von Bennigsen (1824-1902), der Vorsitzende des Deutschen Nationalvereins, interpellierte am 1. April 1867 Bismarck und las einige Abschnitte aus dem Brief eines Luxemburgers vor, der die Abgeordneten beschwor, sich der Abtretung Luxemburgs zu widersetzen.



Als Victor Hugo am 14. August 1871 die Andrés auf Schloß Roth besuchte, machte er der zweiunddreißigjährigen Schloßherrin Augusta-Wilhelmina André-Müzner-Rollin (1838-1883), der Gattin von Philippe André und Schwägerin von Karl-Theodor André, den Hof.

Archiv J. Milmeister

Dieser Brief erinnert an den Artikel von Karl-Theodor André, der am 27. März 1867 in der "Trier'schen Landeszeitung" geschrieben hatte:

"Sollte Graf Bismarck sich einer unverzeihlichen Schwäche gegen Frankreich schuldig machen, so hegen wir zu den Vertretem des deutschen Volkes, die gegenwärtig im Parlament tagen, das Vertrauen, daß sie für die Nation, im Interesse deutscher Macht und deutscher Ehre ihre Stimme erheben werden. Auch die deutsche Presse hat eine Pflicht, eine heilige Pflicht zu erfüllen, indem sie gegen die Losreißung Luxemburgs von Deutschland protestiert."

<sup>6)</sup> Paul Wentzcke. Zur Naturgeschichte der Luxemburger Frage. 1922.

<sup>7)</sup> Paul Weber. Geschichte des Luxemburger Landes. S. 269.

Christian Calmes<sup>8)</sup> hat deshalb angenommen, Karl-Theodor André sei der Korrespondent des deutschen Nationalvereins und des Vorsitzenden der preußischen nationalliberalen Partei Bennigsen gewesen, während Pierre Grégoire<sup>9)</sup> davon überzeugt ist, daß Nikolaus Steffen im Dienste von Norbert Metz den Brief an Bennigsen verfaßte.

#### Victor Hugo und die Andrés

Wenn es auch nicht sicher ist, ob Karl-Theodor André der Autor des Briefes an Bennigsen ist, so steht jedoch fest, daß die Deutschen ihn 1940 nach dem Einmarsch als Vorläufer feierten, der "mutig die Forderung vertrat, die heute von der Volksdeutschen Bewegung in Stadt und Land Luxemburg hinaus und in die Herzen aller Luxemburger hineingetragen wird: Heim ins Reich!" Deshalb wurde im Herbst 1940, im Rahmen der "Entwelschungsaktion" die Limpertsberger Victor-Hugo-Straße in Karl-Theodor-André-Straße umbenannt.

Wie es die Ironie des Schicksals will, waren Karl-Theodor André und Victor Hugo, der ebenfalls ein aktiver 1848er war, befreundet, und der linksradikale K.-Th. André hätte sich eher mit der Ideologie der französischen Revolution als mit der des nationalsozialistischen Deutschlands identifiziert.

Am 4. August 1871 schrieb Victor Hugo, der seit dem 8. Juni 1871 in Vianden im Exil lebte, in sein Tagebuch:

"Nous sommes allés nous promener avec Petite Jeanne dans sa voiture. Nous nous relayions pour la traîner. Arrivés à la frontière de Prusse, nous avons vu venir a nous M. André de Roth. II nous a priés d'entrer chez lui... Le manoir de Roth est une ancienne commanderie des Templiers, puis de Malte. II a encore très bon air. Dans l'intérieur quelques vestiges, des cheminées de pierre, une vis d'escalier en pierre sculptée; au-dehors quelques inscriptions. II y a sur la porte d'entrée des trous de mitraille du maréchal de Boufflers qui mit une batterie sur la haute colline en face. Roth regarde deux vallées où coule l'Our. C'est très beau. J'ai ramené M. André dîner avec nous. II a de l'esprit et cause bien. Il est d'une famille française devenue allemande. de même que je suis d'une famille allemande devenue française. Il pleuvait. Il nous a ramenés à Vianden dans sa carriole de chasse. Nous avons trouvé a l'Hôtel Koch le bourgmestre qui nous attendait. Nous avons diné tous les quatre. M. André m'a conté la curieuse noce du dernier comte de Falkenstein, devenu paysan. "10"

Es handelt sich hier höchstwahrscheinlich um den Rother Schloßherrn und deutschen Abgeordneten Philipp André. Erst am 14. August 1871 sollte Victor Hugo die Bekanntschaft von Karl-Theodor André machen, als er mit seiner Schwiegertocher Alice, der Frau seines Sohnes Charles Hugo, und mit seinem Sohn Francois-Victor Hugo die Familie André in Roth besuchte:

"Il y avait au dîner un avocat de Trèves et sa femme, tous deux républicains. Les deux frères André sont des hommes très distingués et très libéraux. Mme Philippe André est une très belle jeune femme, fort spirituelle et on ne peut plus charmante. Elle a deux petites jumelles, de sept ans, toutes gentilles. La soirée a eu un grand intérêt. Nous sommes rentrés à

<sup>8)</sup> Christian Calmes. 1867 - L'affaire du Luxembourg. Luxemburg 1967 S. 270.

<sup>9)</sup> Pierre Grégoire. Luxemburgs Kulturentfaltung im neunzehnten Jahrhundert. Luxemburg 1980 S. 350.

<sup>10)</sup> Tony Bourg-Frank Wilhelm. Le Grand-Duché de Luxembourg dans les Carnets de Victor Hugo. S. 184s.

l' Hôtel Koch, en compagnie de M. et Mme Pauly, à une heure et demie du matin. MM. André sont Français d'origine. Mme Philippe André aussi. Sa famille s'appelle Rollin. Elle a voulu nous reconduire jusqu'au pont-viaduc qui est la frontière de Prusse. Elle a pris mort bras... 11) "



Der letzte der Andrés, Oberst Franz Theodor André, Kommandeur des 29. Infanterieregimentes, starb 1955 kinderlos

Archiv J. Milmeister

Bei dem "republikanischen" Rechtsanwalt aus Trier handelt es sich um Joseph Schönbrod (1821-1893), der mit seiner Gattin Mathilde Baumüller eingeladen war. Victor Hugo, der unverbesserliche, neunundsechzigiährige Schürzenjäger, machte der zweiunddreißigjährigen Augusta-Wilhelmina Milzner-Rollin, der Gattin des Schloßherrn Philipp André, den Hof. Sie war die Mutter des Franz-Theodor André und der Zwillinge Victorine-Marguerite und Marthe-Charlotte, die beide am 18. Juni 1865 geboren waren. Victorine heiratete mit vierundfünfzig Jahren den Besitzer des Falkensteiner Schlosses, Ernst Schmitz, Marthe heiratete Richard Zoch, während Franz-Theodor André Kommandeur des 26. Infanterieregiments wurde. Der Viandener Bürgermeister Adolphe Pauly, der von 1869 bis 1875 Abgeordneter war, hatte die Kaution für Karl-Theodor André bezahlt, als dieser für kurze Zeit Redaktor bei der "Wochenzeitung für das Großherzogtum Luxemburg" geworden war.

Am 18. August waren das Ehepaar A. Pauly mit seinen zwei Kindem, das

Ehepaar Philipp André mit den beiden Zwillingen, das Ehepaar Schönbrod mit seinen zwei Töchtern sowie Karl-Theodor André und Léon Dommartin die Gäste Victor Hugos in Vianden.

Am 20. August 1871 war V. Hugo mit dem Ehepaar Philipp André bei dem Viandener Bürgermeister A. Pauly eingeladen. Am folgenden Tag machte er einen Spaziergang nach Roth und brachte Frau Philipp André nach Vianden ins Hotel Koch, wo ihr Gatte Ph. André ein wenig später aus Diekirch eintraf. Auch Theodor André, der älteste der Brüder André, gesellte sich dazu:

"Nous avons dîné, ce soir 21 août, pour la dernière fois, dans le jardin de l'Hôtel Koch où nous avons vécu deux mois et demi. MM. Théodore et Philippe André et Mme Philippe André étaient du dîner. Soirée douce et charmante. Reverrons-nous Vianden ? Nous partons demain pour Diekirch..."

<sup>11)</sup> Tony Bourg-Frank Wilhelm. Le Grand-Duché de Luxembourg dans les Carnets de Victor Hugo. S. 190

_	88	_
---	----	---

#### Michael Fischer

## Der Kelch von Dackscheid

Liturgisches Gefäß trägt Wappen eines Ministers der Trinitarier von Vianden

Die Kapelle im Eifelort Dackscheid ist neben der in Lauperath eine der beiden Filialkirchen der Pfarrei Waxweiler St. Johannes der Täufer. Bereits im Jahr 1585 soll eine Kapelle in Dackscheid gestanden haben, was eine Steinplatte mit Kreuzigungsdarstellung bezeugen soll, die sich eingemauert über dem Eingang der späteren Kapelle befand und sich über dem der heutigen befindet. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts bauten die Bewohner von Dackscheid eine neue Kapelle zu Ehren des heiligen Dionysius.



Diese wurde im Jahr 1726 im Auftrag des Bischofs durch Pfarrer Heinrich Brechels von Waxweiler eingesegnet. Als weitere Patrone wurden in der Kapelle die heiligen Celsus, Isidor und Johannes Nepomuk verehrt. Wegen Baufälligkeit schloss man die Kapelle im Jahr 1929 und erbaute eine neue, die im Jahr 1933 eingesegnet wurde. Patron ist seitdem der heilige Celsus, dessen Festtag am 23. Februar ist. Eine Figur des Heiligen, dargestellt mit Bischofsstab, Buch und einem Fohlen, befindet sich auf dem Hochaltar. Zu früheren Zeiten sind die Pferdebauern der Umgebung am Festtag nach Dackscheid gewallfahrtet.



Als liturgisches Gefäß zur Aufnahme der Eucharistie besitzt die Kapelle Dackscheid einen ganz besonderen Kelch. Er trägt sechs Engelsköpfchen am Knauf und diverse Wappen am Fuß. Der Diözesankonservator der Erzdiözese Luxemburg, Alex Langini, deutet die Wappen wie folgt: "Das Wappen mit den verschlungenen Buchstaben ist dasjenige des Petrus Ernestus Korff-Wiltzius\*.

Dieser war um 1644 Minister der Trinitarier in Vianden. Im Korff-Wappen ist das Trinitarierkreuz oben in der Mitte. Der Kelch könnte ihm gehört haben, dann würde das Ehewappen die Stifter bezeichnen. Der Schild links erinnert an die Familie

von Lontzen genannt Roben. Da die Dornen oben links fehlen handelt es sich vermutlich um eine Nebenlinie. Der Löwe auf dem Schild rechts könnte auf die Familie von Enschringen hinweisen". Heraldiker Dr. Bernhard Peter aus Koblenz ergänzt wie folgt: "Die beiden Familien hatten durchaus Berührungspunkte, z. B. in der Burg Rittersdorf, die erst den von Enschringen gehörte, dann 1605 an die von Lontzen genannt Roben verkauft wurde. Die Familien hatten auch untereinander geheiratet. Von daher wäre diese Kombination naheliegend – hier müsste man eine Ehe finden, die zeitlich zum Kelch passt."





Wann und wie der Kelch nach Dackscheid kam ist bislang ungeklärt. Im Lagerbuch der Pfarrei Waxweiler (Inventarbericht von 1928) erwähnt Pfarrer Johannes Weber den Kelch von Dackscheid erstmals, soweit bekannt. Es ist jedoch zu vermuten, dass sich der Kelch bereits längere Zeit in der Kapelle in Dackscheid befindet.

Fotos(4): Michael Fischer, Malberg/Waxweiler

<sup>\*</sup> siehe auch den Beitrag "Petrus Ernestus Korff-Wiltzius, Lebensweg eines Trinitariermönchs im dreiβigjährigen Krieg" von Norbert Meyer in "Ous der Veiner Geschicht" Nr 29/2011

#### Jean Milmeister

# Aus der Schoul geschwat

E bëssen onsécher sin ech d'Trap op an de Sall Nummer 4 gaangen a virun déi zweeandrësseg Jongen a Medercher getratt, déi mech mat groussen Aë gemustert hun. Fir unzefänken hun ech se no hirem Numm gefrot: "Wéi heeschs du ?" – "Nico" – "An du ?" – "Emile" – "A wéi heeschs du ?" – "Maggy" – "An du ?" – ? ? – "Wéi heeschs du ?" – "Mercedes" ... D'ganz Klass huet gebrëllt a gelaacht an e ganz Kingen huet geruff: "Kanns de dann och tuten ?" Ech hun Aë gemat wéi en Auto a lues a lues erausfond, dass dat scheit Meedche mat de schwaarzen Trëtze wiirklech "Mercedes" geheescht huet, aus Spuenie koum a kee Wuert Lëtzebuergesch oder Franséisch verstanen huet.

An der Normalschoul hate mer Bicher voll Psychologie a Pädagogik gebéchst, mir hate geléiert wat Legasthenie an Dyslexie as, wéi ee Ronde a Script schreift, ma 't hat keen äis gesot, wat ee mat engem spuenesche Meedche géif ufänken, wat kee Fatz Däitsch a Franséisch géif verstoen. Fir unzefänken hun ech de Kanner déi Geschicht erzielt, déi ech an engem Buch gelies hat: Den Daimler, deen den éischte Bensinsmotor gebaut hat, dee séier gelaf as, hat eng Auto-Firma gegrënnt, déi Daimler-Benz geheescht huet. Ma 't huet nët richteg mam Verkaf geklappt an op eemol war d'Firma a schlechten Dicher an drop an dru Faillite ze goen. Du koum e mexikanesche Millionär an huet gesot, e géif eng Stécker zwanzeg deer Autoë kafen, wann den Daimler se no sénger eelster Duechter géif nennen. Den Daimler wor mat d'accord a well dem mexikanesche Millionär säi Meedche Mercedes geheescht huet, gouf den Auto vun do un Mercedes-Benz genannt.\*)

D'Medercher hun dat friemt Meedchen op eemol nët méi sou vun uewen erof bekuckt an d'Bouwen hu richteg Respekt vrun em kritt. Du hun ech hinnen erzielt, wat fir Hefter a Bicher se kafe sollten an se heemgescheckt. Se hun sech an enger Rei opgestallt, nëmmen d'Mercedes as sëtze bliwwen an huet mech mat groussen Aën ugekuckt. Wéi sollt ech him bäibréngen, datt et heemgoë sollt? Ech hat an der Scherer-Schoul an Owes-Courën Italienesch geléiert, ma vu Spuenesch hat ech keng Anung. "Géi heem!" Wéi kënnt een dat op spuenesch iwwersetzen? Du hun ech mech un e spuenesche Schlager erënnert, deen demols vill gesonge gouf: "Vaya con Dios my darling" (Géi mat Gott, darling). Op italienesch heescht d'Heem "casa" an du sot ech zum Mercedes: "Vaya a casa!" Et as opgestanen an heemgaangen. Dat ware méng éischt spuenesch Wierder.

In: Mol Nr. 3



38 Joer duerno:

Jean Milmeister mat dem Mercedes Theis-Muñoz, sengen 2 Meedercher, sengem Mann a senger Mamm

(Photo Collection Jean Milmeister)

Ech hat gelies, e mexikaneschen Millionär hätt 20 Autoen bestallt. Anscheinend war et den däitschen Geschäftsmann Emil Jellinek, deen 36 Daimler bestallt huet, wann se de Numm vu senger Duechter Mercedes kriten. Ma vir wat hat seng Duechter e spuenesche Virnumm? Den Auto krut de Numm Daimler-Mercedes a 1926, wéi Daimler mat Benz zesummegung, gouf et Mercedes Benz.

# Zur Geschichte der Entstehung der Viandener Burgkapelle



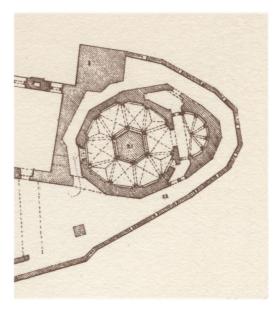
Obere Kapelle, Gesamtansicht

Einen mittelalterlichen Zentralbau, gar einen religiösen, gilt es in Vianden zu bewundem: Es ist die Burgkapelle, welche diesen Ausdruck der Baustilkunde für sich beanspruchen darf. Als Zentralbau gilt ein Bauwerk, das sich gleichmäβig vom Mittelpunkt nach auβen fortsetzt: als Kreis, als Ellipse, oder dessen Grundriss ein regelmäβiges Vieleck darstellt, wobei häufig Annexbauten wie Konchen und Apsiden dazugehören. Berühmte Zentralbauten sind die Grabeskirche in Jerusalem, das Pantheon in Rom und die Pfalzkapelle im Aachener Dom, die zugleich eine Doppelkapelle ist. Das trifft ebenfalls auf Vianden zu, hier allerdings in Form von zwei übereinander liegenden Ebenen.

Dass die Doppelkapelle auf Burg Vianden ein architektonisches Meisterwerk, ein Prunkstück ohnegleichen darstellt, ist jedem bewusst, der einmal in diesem wundervollen Raum stand, doch zu vergleichen mit den vorgenannten wäre etwas zu weit hergeholt. Wie dieses Juwel entstand - Sinn des vorliegenden Essays - ist so gut wie nicht mehr festzustellen, doch der Zeitpunkt lässt sich einigermaßen bestimmen. Durch sein mit Rund-rippen versehenes Gewölbe ist es baustilmäßig der Hochromanik zuzuschreiben, jener Baustilepoche, die für unsere Gegend von 1100 bis 1180 maßgebend war. John Zimmer äußert sich hierzu wenig aufschlussreich in Die Burgen des Luxemburger Landes, Band 1, S. 280-283: «Die unter Graf Friedrich in dem quadratischen Turm untergebrachte Kapelle wurde durch eine neue mit 10-eckigem Grundriss ersetzt. Der neue Sakralbau war zweige-schossig, er besaß eine zentrale Verbindung und einen nach Südosten hin ausgerichteten Chorraum». Hingegen verfasste Pierre Bassing eine gediegene, lesenswerte Abhandlung über die Schlosskapelle: «Die Hofburgkapelle von Vianden in ihrer Geschichte und Eigenart», veröffentlicht in der 'Warte' (14. / 21. Mai 1992), doch über das Entstehen des Oratoriums, vor allem des Obergeschosses, schweigt auch er sich aus. Urkundliches liegt nicht vor, Quellen gibt es auch sonstwo nicht.







Grundriss obere Kapelle

Dennoch sei der Versuch untenommen, gestützt auf spärliche Hinweise und Mutmaβungen, sich mit der Baugeschichte etwas näher zu befassen. Vorab sei festgehalten, dass die Doppelkapelle mit Unter- und Obergeschoss nicht gerade als einheitliches Bauwerk betrachtet werden kann. Auch wenn sie ein solches ist, muss es keineswegs von Anfang an der Fall gewesen sein. Als das ursprüngliche römische Kastell nach und nach erweitert und schließlich als Wohnburg umgestaltet wurde (6. - 10. Jahrhundert), war es unerlässlich, dass ein Betraum dazugehörte. Es mag das rechteckige oder quadratische Untergeschoss des bereits bestehenden Turmes gewesen sein. Dass es damals angebracht, eher noch religiöse Pflicht war, dort, wo auch nur eine kleine Gemeinschaft zusammenlebte, ein Oratorium zu errichten, ist dem modernen Menschen von heute schier unbegreiflich. In jener Zeit jedoch wäre es einem Herrscher äußerst übel angerechnet worden, solches außer Acht zu lassen, und wehe

jenen, die vom Kirchgang nichts wissen wollten! Wer immer der oder die Besitzer der Burg waren, diesem Umstand trugen sie mit Sicherheit Rechnung, denn wer mochte schon sein Seelenheil leichtfertig aufs Spiel setzen . . .

Es blieb nicht bei einer engen Wohnburg, sie wurde mit der Zeit weiter ausgebaut, den Bedürfnissen angepasst und dazu befestigt. Dass dem Kapellenraum dementsprechend Gleiches widerfuhr, lag auf der Hand: Es fand eine Umwandlung in ein Sechs- oder Achteck statt, woran man eine Apsis an der südöstlichen Seite anfügte. Erkennbar ist dieser polygonale Ausbau anhand einiger noch wahrnehmbarer Säulenbasen. Diese Anordnung blieb wohl bis Mitte des 12. Jahrhunderts, bis in die Zeit der Kreuzzüge, bestehen. Welche(r) der Grafen an der einen oder anderen dieser unheiligen Kriegswallfahrten teilgenommen haben, wird wohl nicht mehr festzustellen sein; doch Friedrich III., der Vater von Heinrich I., wurde vom Trinitarierorden aus der Gefangenschaft losgekauft, was dessen Teilnahme beweist.

Möglicherweise trifft es ebenso auf Friedrich II. oder eher noch auf Friedrich 1. zu (siehe hierzu Jean Milmeister «Geschichte der Grafen von Vianden», S. 50: über die Zusammenkunft mit dem hl. Bernard von Clairvaux und dessen Vermittlung in einer Streitfrage, der in Speyer zugegen war, um für den 2. Keuzzug zu predigen; siehe auch Ernest Theis, «Ein Viandener am Jakobsweg», S. 62-64). Es kommt noch hinzu, dass Graf Heinrich I. und sein Bruder Siegfried am Hofe von Kaiser Friedrich II. in Italien weilten, der 1228 zum 5. Kreuzzug ins Hl. Land aufbrach. Aus all diesem Geschehen ist ersichtlich, dass aus dem Grafengeschlecht derer von Vianden mehrere in der großen weiten Welt herumkamen, manches zur Kenntnis nahmen und etliches davon auf ihrer Burg verwirklichten. Der sogenannte byzantinische Saal, weithin sichtbares Wahrzeichen der Burg, als glanzvolle Darstellung der gräflichen Bedeutung erbaut, dürfte hierfür bestes Zeugnis ablegen. Und die bestehende Kapelle? War sie nicht allzu schlicht, um an der Seite dieser Prunkgalerie bestehen zu können, entsprach sie noch den herrschaftlichen Vorstellungen von Macht und Pracht? Getrost darf man annehmen, dass der Graf gedachte, durch sie ein Zeichen zu Ehren Gottes zu setzen, und den Untertanen zugleich seine Herrschaft zu beweisen. Hierbei dürften die Templer ihren Einfluss ausgeübt haben, der durch die Keuzzüge entstandene Orden, infolgedessen sie zu Pfarrherren in Roth geworden waren, mithin auch in Vianden (Mitte des 12. Jahrhunderts). Auf diesen Ritterorden ist es zurückzuführen, dass nicht wenige Kirchen und Kapellen im Abendland errichtet wurden, welche die bereits erwähnte Grabeskirche in Jerusalem zum Vorbild hatten. Aus Nordspanien seien etwa jene in Ponferrada, in Torres del Rio und bei Eunate erwähnt, wo die Tempelritter bedeutende Klöster, Komtureien und Burgen besaßen.

Diese Gedanken kann man dem Entschluss voransetzen, eine Umgestaltung der Burgkapelle in hehrem Sinn zu bewerkstelligen. Was und wer den Ausschlag gab, sei dahingestellt, jedenfalls ist sie ausschlieβlich auf den Grafen von Vianden zurückzuführen. Wie diese vonstatten ging, ist noch heute wahrnehmbar, steht sie doch da wie ehedem, in hochromanischem Stil errichtet, wobei es schade ist, dass der Name des Baumeisters nirgendwo festgehalten ist. Ein recht tüchtiger muss er jedenfalls gewesen sein. In die Mitte des bestehenden Raumes wurden sechs Tragepfeiler gebaut und im oberen Bereich ringförmig miteinander verbunden, einen hexagonalen Schacht entstehen lassend als akustische Verbindung vom unteren zum oberen Stockwerk. Damit war die statische Voraussetzung zur

Aufnahme der Zwischendecke geschaffen. (Bedenken mögen bestehen wegen der Spitzbogen in diesem Mauerwerk; man sollte jedoch Vorsicht walten lassen, diese gotischem Stil zuzuordnen. Leider ermöglicht die aufgebrachte Mörtelschicht nicht, Aufschlüsse in dieser Hinsicht zu erhalten.)



Blick auf den Altar

Während das untere Stockwerk die achteckige Anordnung behielt (laut J. Zimmer, indessen Jos. Wegener diese zehneckig, Ernest van Koenig sie gar neuneckig sah!), wurde der obere Innenraum als Zehneck gebaut. Das Überleiten vom äußeren Dekagon auf die sechs formschönen Bündelsäulen des Verbindungsschachtes wurde als Gewölbe mit Rundrippen ausgeführt, eine architektonische Meisterleistung der Bauhütte. Der Chor seinerseits - man könnte ihn auch als Apsis oder Konche bezeichnen - , stimmt in Lage und Grundriss mit jenem halbrunden des Untergeschosses überein, doch hat er die Form eines 5/10-Dekagons, entspricht mithin dem Schiff, ebenfalls bezüglich dessen Blendnischen. Dass beiden Räu-

men, sowohl dem oberen wie dem unteren, eine Sakristei kleinsten Ausmaβes zur Verfügung stand, gehörte sich zweifelsohne; sie befanden sich übereinander, zur linken Seite des Chores.



Untere Kapelle



Blick von der oberen auf die untere Kapelle

Ein Unterschied hingegen bestand in den Auβenmauern, die beim unteren Stockwerk wesentlich dicker als im darüber liegenden waren; so war Raum genug, die Oberkapelle mit einem (von Karl Arendt wiederhergestellten) Umgang zu versehen, sozusagen die Mauer auszuhöhlen.

Wann die Verwirklichung in eine Doppelkapelle geschah und durch wen, wird im Dunkel der Geschichte verborgen bleiben, doch dürfte es sich um den Zeitraum von 1150 bis 1200 handeln, als Friedrich I., Siegfried, Friedrich II. und Friedrich III. Grafen von Vianden waren. Etwas hingegen ist offenkundig, und zwar, dass dieser herrliche Gebetsraum sich durch seine Doppelstöckigkeit der Grafenfamilie bald von ausgesprochenem Nutzen erwies.



## Norbert Meyer

# **Der Halsdorfer Koltermord 1777**

Hinter dem Ortsausgang von Halsdorf steht kurz vor dem Aussiedlerhof Heck ein bemerkenswertes barockes Wegekreuz. Vor Jahren wurde es an die moderne Straße gerückt, doch weiß die Volksüberlieferung noch heute vom alten Standort "op Wolzendt": Hier wurde einst ein Halsdorfer Bauer von seinem Nachbarn, mit dem er sich um die Feldgrenze stritt, im jähen Zorn mit einem Kolter (Pflugmesser) erschlagen. Das Sandsteinkreuz ist ein Sühnemal für den Ermordeten.



#### Das Wegekreuz

Auf der Schauseite des bauchigen Schaftes liest man zuoberst die Jahreszahl 1777. Mit einiger Mühe erkennt man darunter einen keilförmigen Gegenstand über einem plastisch herausgearbeiteten, liegenden Männchen. Die Szene ist unterschrieben mit dem Namenszug "Matias Medzen". Eine in die gleiche Schräglage wie Mann und Kolter gekippte s-förmige Spirale bildet den Abschluß.





#### Zeichensprache

Der Stein verrät das Jahr des Geschehens und den Namen des Opfers.

Darüber hinaus versuchte der Steinmetz das Geschehene nicht nur bildlich zu verdeutlichen, er wollte den Betrachter auch auf anderer Ebene erreichen:

Die gegenläufige Spirale spricht sinnhaft vom wechselnden Geschick, von Vergehen und Wiederkehr. Es sei dahingestellt, ob die dem Kreuz unterworfene Darstellung nicht gleichzeitig auch vor der unliebsamen Begegnung mit einem nicht bußfertig Geschiedenen schützen sollte.

Dem heutigen Betrachter ist solches fremd. Ihm vermittelt sich noch am ehesten die Symbolaussage des Seitenschmuckes: Dargestellt ist eine herausgerissene Pflanze mit Wurzel, Stengel, hängenden Blättern und zur Hälfte abgeblühtem Blütenstand.

#### Opfer-Täter-Hochgericht

Der Getötete entstammte dem Briminger Hänzenhaus. 1751 hatte er als Mathias Heintzen im Halsdorfer Metzenhaus eingeheiratet und führte danach den Hausnamen "Metzen". Sechs Kinder des Metzenbauern sind bekannt<sup>1</sup>; die jüngste Tochter war zum Zeitpunkt seines Todes gerade 5 Monate alt.

Als Täter nennt der Volksmund einen Mann vom Diemerhanshof.

Metzen und Diemerhans waren wie alle Bauern Halsdorfs der Viandener Hochgerichtsbarkeit unterstellt, d.h. bei Kapitalverbrechen entschied das Viandener Gericht über Leib und Leben eines Missetäters. Wie der Mord an Mathias Metzen geahndet wurde, ist aber nicht bekannt. Halsdorf war ein Außenposten an der Grenze zur Herrschaft Bettingen, die wiederum ihre eigene Hochgerichtsbarkeit besaß. Der Fundort der Leiche lag im unmittelbaren Grenzbereich beider Territorien.



Metzenhaus heute

#### Gerichtsuntersuchung

Eine Akte über die Voruntersuchung des Falles hat in Neuerburg überdauert.<sup>2</sup> Sie beginnt mit der Tatortvisitation durch das Viandener Gericht und schließt im Folgejahr mit einer letzten Vorladung der Zeugen zum 01.August 1778 ins Audienzzimmer des Bettinger Schlosses, bei der eine Auszahlung von Belohnungen erfolgte:

Am 10. August 1777 trat das Gericht unter Leitung des Amtsklägers Johann Carl Gobaud zusammen mit dem Wundarzt der Stadt Vianden in der Halsdorfer Flur ein.

"Nach gepflogenem dreymaligem (!) aufhub desselben in Nahmen Ihro hochfürstlicher Durchlaucht" begann die Visitation des Toten. Dieser hatte fast sämtliche Glieder gebrochen, den Schädel gespalten und "in der weicht des untern leibs…ein loch eingestoßen". Nach kurzer Suche fand man das Tatwerkzeug, ein "starck eisernes Kolter" von einem auf dem Felde stehenden Pflug des Bettinger Pastors.

-

<sup>1</sup> Lt. Familienbuch Mettendorf

<sup>2</sup> Stadtarchiv Neuerburg Nr.713. Die Herrschaft Bettingen war über das Haus Manderscheid-Blankenheim mit der Herrschaft Neuerburg verbunden.

#### Streit um die Leiche

Die bereits tagelang der spätsommerlichen Witterung ausgelieferte Leiche wurde freigegeben und vor der Überführung in die Pfarrkirche Mettendorf noch im Beisein des Amtsklägers ins Heimatdorf getragen.

Die Viandener Kommission befand sich bereits auf dem Wege nach Mettendorf, als der Bettinger Hochgerichtsschöffe Mertes in Halsdorf eintraf und dort mit Gewalt Metzens Überführung zu verhindern suchte. Als ihm dies mißlang, preschte er den Herren ins Pfarrdorf nach und warf ihnen vor, daß der Tote auf Bettinger "Jurisdiction gelegen und das es ..nicht seye anständig gewesen, denselben aufzuheben". Der Schöffe zog erst ab, als man ihm versprach, die Sache mit seinem "Principal" zu klären und für den Fall einer Verletzung Betttinger Hoheitsrechte "völlige Satisfaction" zusicherte.

#### Vom Aufhub

Viel Aufhebens also um den korrekten "Aufhub" einer Leiche. Mit welch unerbittlichem Eifer die Wahrer der Gerichtsordnung handelten, wenn sie sich in ihrer Zuständigkeit übergangen fühlten, zeigt ein Beispiel aus Neuerburg:<sup>3</sup>

1708 wurde dort ein Kind von einem umstürzenden Torbogen begraben. Die Mutter zog es aus den Trümmern, doch noch auf dem Weg ins Haus starb es. Der öffentliche Ankläger erhob gegen die Eltern Anklage, weil er der Ansicht war, die Mutter hätte das Kind unter den Trümmern liegen lassen müssen, bis das Gericht die Angelegenheit besichtigt hatte. Es folgte eine Geldbuße von 6 Goldgulden! Ferner wurde dem Vater auferlegt, das tote Kind wieder unter den Torbogen zurückzutragen. Diese Anordnung wurde jedoch durch den Einspruch der Herrschaft aufgehoben, so daß die Eltern das tote Kind begraben konnten.

#### **Moderne Probleme**

Wie unsere Quelle belegt, blieb das Bettinger Gericht eng beteiligt am weiteren Verfolg der Angelegenheit. Die begonnene Aufarbeitung des Materials konnte jedoch nicht zu Ende geführt werden, da das gut erreichbare Neuerburger Stadtarchiv zwischenzeitlich aufgelöst wurde. Der gesamte Archivbestand war von den politisch Verantwortlichen der Verbandsgemeinde ins ferne Koblenz abgegeben worden<sup>4</sup>. Erst Ende 2016 wurde er ins Kreisarchiv Bitburg-Prüm zurück überführt.

Da die beiden unmittelbar nach Auffindung der Leiche verfaßten Untersuchungsberichte des Gerichtsmediziners (A) und des Amtsklägers von Vianden (B) in kompletter Übertragung voliegen, werden sie den eingehender interessierten Lesern im gesamten Wortlaut vorgestellt.

[zerstörte Stellen]: Text teilweise vom Verfasser ergänzt

-

<sup>3</sup> Hermes W. (Hrsg.), Die Sage raunt in alten Mauern. Neuerburg 1991 S.210 vgl. BA Trier Abt.71,50 Pfarrarchiv Neuerburg P 1290

<sup>4</sup> LHA Bestand 655,252

#### A.

#### Visum repertum\*

Ends unterschiebener Cirurgus der Statt Vianden erkläre, daß /: demnach ich am 10ten augusti 1777. Durch H<sup>en</sup> Richter und Scheffen gemelter statt und graffschafft Vianden einen zwischen Halsdorff und Bettingen auf dem offenen flachen feldt liegenden doten Cörper zu Visitiren beruffen worden, ich beyseyns des amtskläger von [hie]r nach gepflogenem dreymaligem aufhub desselben in Nahmen Ihro hochfürstlicher Durchlaucht printzen von oranien und Nassau graffen zu Vianden, und anderen formalitaten, wie alles aus dem proces Verbal\* des amtskläger ad Longum\* | \* erhellet, folgender gestalt denselben ganz jamerlich erschlagen und Blessirt gefunden habe, nemlich auf der Rechten seithen des Kopf ware das os temporale<sup>1</sup>, os frontis<sup>2</sup> | 1 Schläfenbein, 2 Stirnbein samt denen ossibus parietalibus Nasi<sup>3</sup> also durchgeschlagen, <sup>3</sup> Scheitel- und Nasenbein daß man bis auf daß gehirn cerebrum genant sondiren konnte, an dem Rechten arm waren entzwey geschlagen os humeri<sup>4</sup>, so dan die zwey vordere armbein ulna u[nd radius gen ant<sup>5</sup>, in der weicht des untern leibs warr ein loch eingestoßen, so jedoch nicht bis in den halben leib eingedrungen, am Rechten bein waren durchgeschlagen oberhalb das os femuris<sup>6</sup> und unterhalb die tibia und fibula<sup>7</sup>, 6 am lincken arm vorhalbs der Cubitus und radius<sup>8</sup>, am lincken bein unterhalbs die tibia und fibula übrigens warr 8 der gantze leib voll an Contusionen, gantz und mit blutth unterloffen

also Visitirt und erklärt zu Vianden die et anno quibus

warr unterschrieben J.S. Fallis Chirurgus

a latere stunde

für Reiß von 8 Stunden 3. florins 4stb.

für Visit und aufenthaltsamt gegen[wär]tiges Visum repertum zu stellen 16. stüber.

Pro copia authentica suo originali verbotenus consona quod Bescheinigung der wortgetreuen attestor

J.C. Gobaud nots.

Pour la presente copie

g.S.

Autopsiebericht

Protokoll, \*ausführlich

Oberarmknochen Unterarmknochen

Oberschenkelknochen

Schien- und Wadenbein

Ellenbogen und Speiche

\* Tag und Jahr wie oben

Kopie-Ausfertigung

Bescheinigung für Empfang der Kopie

В.

Demnach hiesigem Herrn ober amtmann der statt und grafschafft Vianden bericht abgestattet worden, daß sich oben dem Dorff Halsdorff in hiesiger graffschafft ein thodter Cörper befunden als hat unterschriebener amtskläger sich am 10<sup>ten</sup> augusti 1777. Ex commissione gemeltes H <sup>en</sup> ober amtmann mit denen auch unterschriebenen Hochgerichts Richter und scheffen mit zustand Joannis Hochgerichts botten und mit zunehmung des feldtscheren Fallis von Vianden nacher gemeltem Halsdorff erhoben, alwo angelangt seynd unterschriebener Informirt worden, daß gemelter thodter Cörper auf dem bann Halsdorff im ort genant Wolschet auf Dimer Hans von daselbst seinem feldt liegen thäte, gesagtes feldt stoßend oben auf Dimers und unten auf Metzen beide von g tem Halsdorff heydigend einerseits auf Halsdorffer gem[einde?......] anderer seiths auf des H en pastor von Stockem sein land, gleich wir unterschriebener durch anweisung deren ältesten des Dorff Halsdorff denselben auch aldorten liegend gefunden, bey welchem sich drey unterthanen der herrschaft Bettingen so alda die wacht gestanden und unterschriebener dieselbe erfraget, was sie alda zu thun hätten, haben sie zur antworth geben, sie seven dahin beordert, und vermeinten gesagter thodter Cörper liege auf ihrer Jurisdiction, welches unterschriebene aber im geringsten nicht erkennen weder glauben konten, als hat unterschriebener amtskläger von gesagten H en Hochgerichts Richter und scheffen befehl an den anwesenden gerichts botten Johannes Steffen begehrt gemelten thodten Cörper nahmens unseres allergnädigsten printzen von oranien und Nassau als graffen und Hochgerichts Herrn hiesiger graffschafft Vianden gebührender maßen wie bräuchig aufzuheben, welches nach deme selbes gestattet warr gemelter hochgerichts bott auch alsogleich vollzogen ohne einige opposition, welcher bott auch im gleichen seine säck Visitirt, aber nichts bey ihme erfunden als eine t[............] und ein Rosen Crantz, welchem nach hat unterschriebener amtskläger gemelten thodten Cörper durch gesagten feldtschern Fallis Visitren thun, wie aus seinem darüber ufgesetzten und hiebey liegendem Visu reperto zu ersehen, und weilen aus demselben erhellet, das dieser Cörper gewiß durch einige mörder muß thodt geschlagen und zuschanden gemacht worden seyn, als hat unterschriebener amtskläger mit beystand deren anwesenden die gegend wo gemelter thodter Cörper gelegen Examinirt und Visitirt, wobey erfunden worden, das ohnweith der laage gemeltes Cörper in einem stück feldt so Korn getragen hatte und Metzen von Haldorff zugehoerig sich ein starck eisernes Kolter liegend gefunden, welches dannoch kein bluthszeichen ahn sich hatte, und zuvolg dem augenschein wo selbes gelegen, zu



Hausportal Metzen "Johannes Medzen 1786"



Hausportal Diemerhans "Matias Dimerhans 1786"

muthmaßen das es aldorten im grundt abgerieben worden, welches Kolter durch des H en pastor von Bettingen sein Knecht für das seinige repetirt und gesagt worden selbes wäre auf des H en pastor seinem pflug, so in einem stück landt, so ihm zugehoerig, gestanden,- genohmen worden.

Ohnweit der laage gemeltes Kolter hat sich ein leinen Tuch in einem stück Korn, so auch [Metzen von Halsdorff] zugehoerig, befunden, an welchem man auch kein bluths zeichen erkennen konnte und von denen anwesenden gesagt worden, das Metzen Thies /: für welchen der thodte Cörper von ihnen erkent worden:/ selbes leinen Tuch, da er am verfloßenen Freytag abends von haus eine binn\* weg tragen \* gangen warr, bey sich hatte.

Welchem nach die anwesende durch unterschriebenen amtskläger erfraget worden, welcher von ihnen gesagten Cörper reclamiren thäte, als hat sich ein gewisser Schmitz Matheis von Cruchten hervor gethan und denselben um gottes willen begehrt [um]b Christ Catholischem gebrauch nach begraben zu thun, welches ihme auch Eodem Instanti\* | \* sofort gestattet worden, welcher denselben auch annoch in unserer anwesenheit bis in das Dorff Halsdorff, umb nachgehends nacher Mettendorff in die pfarr Kirch geführt zu werden, tragen thun: als haben unterschriebene nach all obigen geschehenen gebühr sich von dannen begeben, und da sie kaum zu Mettendorff angelangt, ist einer von Halsdorff das ihnen ansagen kommen. Joannes Mertes hochgerichtscheffen der Herrschafft Betttingen sich in so weith vergessen, in das Dorff Halsdorff zu gehen und gemelten thod[ten] Cörper alda arresti[ren lassen], als hat unterschriebener amtskläger denen Halsdorffer unverzüglich befehlen lassen, im geringsten keine obacht daruf zu nehmen, mangel wessen werde man wissen sich gegen sie zu versehen wie Rechtens.

Obgemelter scheffen der herrschafft Bettingen nicht damit zufrieden, ist annoch selbsten zu dem unterschriebenen nachher gemelten Mettendorff kommen und ihme ahngesagt, das zuvolg ihrem scheffen weistum gesagter thodter Cörper auf ihrer Juristiction gelegen und das es unterschriebenen nicht seye anständig gewesen, denselben [auf]zu heben als hat unterschriebener amtskläger ihme zur antworth geben, das wan sein Herr principal erkennen sollte, wie nicht zu muthmaßen, das der Bettinger Jurisdiction sollte ungleich geschen seyn, so würde er gewiß nicht ermangelen ihrem Herrn völlige satisfaction zu leisten.

Also aufgehoben Visitirt und relatirt am gemelten 10<sup>ten</sup> augusti 1777. in originali seynd unterschrieben wie folgt

J.C. Gobaud nots\* und amtskläger mit pfe\*

J. Marnach mit pfe

J.B. Molitor mit pfe

und J. Steffen

a latere stunde wie folgt

ein Bienenvolk

\* Notarius, \*Paraphe (Handzeichen) für Reis samt Rückreis ad 8. Stund

/: stund uffenthalt und [den gegen]wärtigen proces verbal

[auf zu]richten in allem 10. stund thut

für die H <sup>en</sup> gerichten 8flr.- 16stb dem amtskläger 4 - 8 dem botten 2 - --

dem feldtscheren Fallis

zu volg seinem ufgestzten statu 4 - -

-----

19 4

zahlt durch H en oberamtmann warr unterschrieben

J.C. Gobaud nots mit pfe

Pro copia authentica seinem bey mir Verwahrten original gleichlauthend

Quod attestor

J.C. Gobaud nots.

Pro copie authentique 75 sold

#### Jean Milmeister

## **ALBERT GRICIUS**

## Pfarrdechant in Vianden und Erzähler<sup>1</sup>

Zum Pfarrdechanten von Vianden wurde 1967 Albert Gricius ernannt, der temperamentvolle und fesselnde Erzählungen schrieb.

Am 10. März 1910 in Heispelt geboren, besuchte Albert Gricius nach der Volksschule das Gymnasium in Diekirch und trat 1929 in das Priesterseminar in Luxemburg ein. Im Jahre 1935 wurde er zum Priester geweiht und als Kaplan nach Niederwiltz geschickt. Hier lernte er als Aumonier der Pfadfindertruppe das Wesen des Scoutismus kennen; später sollte er in seinem Buch *Das Geheimnis der Schieferburg (1946)* an die Erinnerung des Pfadfinderlebens anknüpfen. Nachdem er 1943 zum Pfarrer in Berlé ernannt worden war, erlebte er dort die Schrecken der Ardennen-Offensive von 1944. Das Geschehen dieser notvollen Zeit zeichnete A. Gricius in *Dorf in der Front (1945)* auf. Zum Pfarrer in Eischen wurde er 1951 ernannt. Aus dieser Zeit stammen seine *Heckendorfer Geschichten*, die 1953 im Verlag der luxemburgischen Buchgemeinschaft "Frendeskrés" erschienen. Vianden gibt den Rahmen ab für zahlreiche seiner Geschichten, die er im "Letzeburger Sonndesblad" unter dem Titel *Der Pilot* veröffentlichte, nachdem er das Feuilleton des verstorbenen Wilhelm Weis übernommen hatte.

"Albert Gricius hat uns leider noch kein umfangreiches literarisches Werk geschenkt, drei schmale Bändchen umfaßt es, alles in allem. Doch diese wiegen auf der Waagschale wertvoller Erzählkunst schon recht beachtlich. Gricius ist ein Erzähler, der den Leser sofort in die Handlung hineinreißt, ihn fest in seinem Bann hält, ihn keinen Augenblick sich langweilen läßt, dem unentrinnbar Gefesselten seine Stimmung, sein Lachen, sein Mitfühlen aufzwingt²."

Nervig und schwungvoll berichtet der Erzähler in seinem Buch *Dorf in der F*ront von den Schreckenstagen in Berlé, wo nie etwas geschehen war, bis der Anfang vom Ende nahte. Ohne Pathos und Zimperlichkeit und ohne, daß Wehleidigkeit Zeit findet, sich breit zu machen, erzählt er die Ängste und Nöte dieser schicksalsschweren Zeit und inmitten der Greuel der Verwüstungen setzt er sich, über die Unbeholfenheit der "Herrenmenschen" schelmisch kichernd, mit Galgenhumor über Unglück und Verwüstung hinweg.

siehe auch den Beitrag "Albert Gricius" von Jean Milmeister in "Ous der Veiner Geschicht" Nr 29/2011

Leopold Hoffmann. Dem Erzähler Albert Gricius zum 50. Geburtstag. "Die Warte" Nr 10/523, 9. März 1960.

Das 1946 bei Otto Walter in Ölten erschienene Geheimnis der Schieferburg, wurde nach einer zweiten Auflage 1953 vom Arena-Verlag in Würzburg unter dem Schriftstellernamen Albert Heser übernommen. Den Stoff lieferte eine alte Sage von dem in der Nähe seines Heimatdorfes gelegenen Schorelser Schloß. Die Sage von den Schorelser Falschmünzern, die Theodor Zenner zu einer anmutigen Erzählung ausgesponnen hatte, die 1944 unter dem Titel "Der Geist von Schorels" erschien, versetzte Albert Gricius ins Moderne und ließ Pfadfinder, die in der Nähe der sagenumwobenen Schieferburg lagern, mit Hilfe eines Privatdetektives die Entlarvung der Falschmünzer vornehmen.

In den *Heckendorfern Geschichten* berichtet A. Gricius schelmisch schmunzelnd von den lustigen Ereignissen in einem typischen Öslinger Dorf, von pittoresken Schnapsbrüdern, die hie und da ein "Karli" übers Maß trinken, aber auch von dem originellen Heckendorfer Pfarrer und seiner nicht minder urwüchsigen Köchin mit ihren kleinen menschlichen Schwächen.

"Albert Gricius bleibt nicht versonnen am Straßenrand stehen, versunken in die Betrachtung eines Blümchens", schrieb Leopold Hoffmann<sup>3</sup>, "neugierig, amüsiert lächelnd, begeistert, zutiefst erschüttert sieht er dem Geschehen zu, das auf den Straßen des Lebens dahinbraust."



Albert Gricius

٠

<sup>3</sup> Leopold Hoffmann. op. cit.

#### Albert Gricius

#### IM BRUNNEN

Alte Brunnen sind angefüllt mit Geheimnissen. Auf ihrem Grund schlafen Sagen. Sie bergen goldene Wiegen. Königskronen. Schlüssel zu verborgenen Schätzen.

Wer von der Höhe von Fuhren nach Vianden hinsieht, schaut hinab wie in einen tiefen Brunnen.

Da liegt das Oranierschloß im goldenen Licht der Scheinwerfer wie eine gleißende zackige Krone auf einem grünen Bergeskissen.

Da liegt die eigenwillig schöne Trinitarierkirche. Mächtige Sandsteinsäulen entfalten sich elegant wie Palmen in den Gewölberippen. Alabastergeschmückte Altäre tragen alte Madonnenbilder. Auf dem überreichen Hauptaltar schwebt Gott der Vater hernieder in der Herrlichkeit des Schöpfers, der sein allmächtiges "Es werde" ruft.

Am Bergeshang steht hoch über den gestauten Wassern die Kapelle des "Bildchens" mit dem tausend Jahre alten kleinen Muttergottesbild, zu dem jeden Donnerstag betende Pilger ziehen.

Vor der gewaltigen Betonmauer der Ourtalsperre ragen die Türme der Neukirche. Die Welt der Technik und die Welt des Glaubens. Das wuchtige Diesseits, das uns erdrückt und die feinen Türme, die nach oben weisen auf das geheimnisvolle Jenseits.

Und wer dann vorwitzig bis hinter die Trinitarierkirche vorstößt, der findet den schönsten Kreuzgang unsers Landes.

Die Schwestern des Altersheimes pflegen den grünen Rasen um den alten Ziehbrunnen. Hortensien blühen zwischen grünen Koniferen.

Da wandelt dich die Lust an, einen weiten Mantel umzuschlagen, eine große Mönchskapuze über den Kopf zu streifen, die Hände in weiten Ärmeln zu verschränken und über zeitlose Dinge zu meditieren. Oder über alte Zeiten zu träumen. Oder im tiefen Schweigen auf die Sprache der grauen Steine zu hören.

Was wird noch alles in diesem großen Brunnen verborgen sein?

Einmal war eine Gans in den wassergefüllten Dorfbrunnen gefallen. Händeringend und zeternd standen die Dorfbewohner am Brunnenrand. "Das arme Tier!" Aber die Gans netzte lustig ihr Gefieder und schnatterte fröhlich aus der Tiefe herauf.

Wer in diesen Brunnen fällt, der jammere nicht. Auf den Bergen steht Geschichte und in zerbröckelnden Wehrtürmen hütet grüner Efeu alte Sagen.



Ich wohne in einem tiefen Brunnen.

Hoch oben am Brunnenrand stehen Türme und Türmchen. Eine Schloßkapelle. Ein hoher spitzer Turm. Ein Barocktürmchen. Ein mächtiger Glockenturm. Efeuumrankte Wachttürme. Dieses Reichen und Streben nach oben für den, der in der Tiefe wohnt!

Dazwischen stehen Tannen. Hohe Eschen, Nußbäume, Akazien, Romantische Birken, die ein wenig überhängen über den Brückenrand. Ebereschen schaukeln rote Beerendolden.

In den Brunnenwänden wachsen Schlehensträucher, die im Frühjahr weiß sind wie Schnee und im Herbst blaue Beeren tragen. Heckenrosen duften im Sommer und im Winter tragen sie rote Hagebutten.

Ich wohne in einem tiefen Brunnen und träume den Wolken nach, die eine Weile in meine Tiefe schauen und dann rasch weiterziehen. Abends sehen sie bisweilen aus wie rotgekleidete Ritterfräulein, die hinter dem Turm der Schloßkapelle den Eingang in die Burgruine suchen. Dann sind die Wolken aschgrau wie der Riesenleib eines Drachen, der in den Brunnen steigen will.

Im Sommer scheint die Sonne in den Brunnen. Dann spielen die Mücken und Blumen blühen auf dem Grund und die Früchte reifen.

Und auf einmal geht die Sonne nur mehr hinter den Bäumen und Sträuchern her und treibt ein neckisches Spiel mit mir und den Pflanzen und den Tieren in der Tiefe.

Bis sie eines Tages, um die Mitte des September, nicht mehr kommt. Das ist ein Schreckenstag. Sechs Monate keine Sonne mehr

#### **ALTES BRAUCHTUM**

Die Menschen spielen gern mit dem Feuer. Mit den leuchtenden, wärmenden Flammengeistern. In Vianden tun sie es einmal im Jahr. Aber dann gründlich.

Auf zwei Bergen, hüben und drüben der Our, wird Holz aufgeschichtet. Ausgediente Autoreifen. Kanister mit Öl werden hinaufgeschafft. Dann werden Stoffreste, Lumpen, Fetzen mit Draht zusammengebunden und kräftig mit brennbaren Substanzen getränkt.

Wenn die Novembernacht über die Berge ins Tal fällt, werden die Holzstöße entzündet. Das ist kein Kartoffelfeuerchen, wie es die Bauern auf den Feldern entzünden. Das ist keine "Burg", wie sie im Frühjahr auf den Höhen lodert im Land. Das ist eine Feuersbrunst auf den Bergen. Haushoch wirbeln die Flammen. Der leichte Nebel, der durch das Tal zieht, ist rot gefärbt. Die Berge und die Täler brennen.

Aus dem flammenden Feuer lösen sich Feuerkugeln, die in einem langen Flammenzug ins Tal steigen. Wilde Schreie schallen von den Höhen. Durch die Straßen. Da kommen die Männer, Jungen, Knaben. Sie lassen ihre Feuerbälle durch die Luft wirbeln. Sie schreien: Ho! Ho! Der Jud, der lag im Stroh. Das Stroh fing an zu brennen. Der Jud fing an zu rennen! Ho! Ho!

Brennende Stoffreste fallen auf das Pflaster. In kurzer Zeit brennt die ganze Straße, soweit das Auge reicht. Von oben bis unten. Feuer! Rauch! Schreien und Johlen! Ein ungeheueres Bild! Ein phantastisches Erleben! Die Nacht der wirbelnden Feuer! Die Flammen flackern in allen Fensterscheiben. Spiegeln sich in der glitzernden Our. Das ist die Nacht der tanzenden Flammen. Der rauhen Lieder. Der wilden Schreie. Aufruhr! Aufruhr! Und doch kein Aufruhr. Es ist die Freude am wirbelnden Feuer, die eine Stadt in Rauch und Flammen wirft. Aus welchem Ereignis der fahrhunderte vor uns mag diese feurige Nacht entstanden sein?

Aus der Freude der Menschen am Licht am Beginn der langen Winternächte? Aus der Liebe zur wohligen Wärme, da ein kalter Wind das Ourtal herunterstreicht?

Ist sie entstanden aus einem großen Brand der strohgedeckten Katen? Als die Flammen wie trunken vor Freude, von Dach zu Dach, von Straße zu Straße, sprangen. Vielleicht damals als Victor Hugo, in Abwesenheit des Bürgermeisters, die Bekämpfnug emes Großbandes leitete?

Zittert noch eine Erinnerung an die Judenhetze des Mittelalters in dem flackernden Feuerschein nach?

Wie dem auch sei, wir trinken mit Freude Jahr um Jahr die apokalyptische Flammenschau des Viandener Martinsfeuers in unsere Seele hinein.



Die Straße ist voll Menschen. Männer und Frauen. Viele, viele Kinder. Sankt Nikolaus ist angesagt. In einer richtigen Kutsche kommt er angefahren. Das interessiert die Kinder fast mehr als der hl. Nikolaus und der Hoseker. Eine Kutsche und Pferde. Von denen in den Schulbüchern steht und in den Märchen.

Sankt Nikolaus ist fein aufgemacht. Die Bischofsmitra funkelt. Als ob sie aus echtem Gold wäre. Der weite Purpurmantel schimmert. Und doch ist es nur Glanzseide. Der Hoseker ist schwarz wie die Nacht und rauh wie eine Schlehdornhecke. Aber er hat ein weiches Herz. Er hat kalte Füße. Und eine durstige Kehle.

Es ist ein kalter Dezembertag. Nebel treibt über die Höhen. Sankt Nikolaus und sein unheimlicher Gesell tanken kräftig "Antigel" aus einer mitgebrachten Flasche.

Sie kommen! Sie kommen! Die Kinder zappeln. Der heilige Mann ist lustig und jovial. Als eine alte Frau niederkniet für den bischöflichen Segen, streckt er ihr die Zunge heraus. Die Frau bekreuzt sich. Jessesmarja! Soll das nicht der Beelzebub sein? Sankt Nikolaus ist das nicht.

Beim Absteigen fällt der himmelheilige Mann in seiner ganzen Herrlichkeit in einen Tümpel, daß es spritzt. Dabei flucht er, daß es schwarz wird in der Luft. Glücklicherweise fällt die Blasmusik geistesgegenwärtig ein und trummt das fromme Nikolauslied.

Nun folgt die Ansprache. "Ich freue mich, daß ich da bin, bei der Kälte und bei dem Durst. Ich freue mich, daß ihr auch da seid. Ihr sollt alle eine Rute haben. Ich freue mich auf den Ehrenwein, zu dem der Gemeindevorstand mich eingeladen. Was soll ich noch sagen? Herrgott! Himmeldonnerwetter!"

Die Musik bläst rasch einen schallenden Tusch. Er lebe hoch, hoch!

Unterdessen ist Knecht Rupprecht mit seinen Ruten hinter den Buben her. Die Buben sind flink. Der Hoseker ist nicht besonders flink. Das "Antigel" ist ihm in die Beine gefahren. Er fällt hin und bricht sich die Kniescheibe.

Es ist schon so, daß die Nikolausfeier landauf, landab in der miesen Dezemberzeit für christliche Heiterkeit sorgt bei groß und klein.

#### VIANDENER MADONNEN

Der Dichter sagt: "Ich sehe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt." Es sind keine Tausende. Es sind Millionen. Marienbilder auf hohen Säulen und in Feldkapellen. Marienbilder in hohlen Bäumen und in Felsenspalten. In Kathedralen und Notkirchen.

Es gibt die heiligen Ikonen. Vor denen im Orient die silbernen Ampeln leuchten. Ikonen von ergreifender Schönheit, weil heilige Mönche unter Gebet und Fasten sie gemalt.

Es gibt die Gnadenbilder auf Altären, die von goldenen Herzen funkeln. Jede Nation hat ihr Gnadenbild wie sie ihre Fahne und ihre Hymne hat. Jedes christliche Volk pilgert zu einem Marienbild, das eine goldene Krone trägt. Obschon große Professoren und ihre kleinen Schüler das als Unfug ansehen in unserer Zeit. Sie behaupten, die Marienverehrung gehe zurück. Der marianische Gedanke stehe in der Krise. Und noch nie waren die Kirchen und Kathedralen der marianischen Heiligtümer gefüllt wie in unserer Zeit.

Es gibt die alten Marienbilder, die eine eigene Schönheit und eine Geschichte haben. Eine solche Statue steht in der Trinitarierkirche in Vianden. In einer Türnische. Durch die einst die Patres von der Erlösung der Gefangenen zum Chorgebete schritten.

Es ist eine eigenartige Statue, Maria ist die "mulier fortis" der Schrift. Die starke Frau. In Lebensgröße. Korpulent. Eine Frau aus dem Volke. Ohne Heiligenschein. Ohne Krone. Sie trägt ein langes weißes Gewand. Auf der Brust das rotblaue Trinitarierkreuz. Sie hat einen himmelblauen Mantel, der von der Hand gerafft wird, mit der sie das Jesuskind trägt.

Das Geheimnisvollste an dieser Statue ist das Lächeln Mariens. Fein, rätselhaft, wie das Lächeln der Mona Lisa. Die Legende erzählt, daß im Mutter-kloster in Frankreich einmal die Väter die Glocke überhörten, die zum Chorgebet

rief. Als der hl. Felix in die Kirche kam, stand Maria im Chor, im Habit der Trinitarier und sang mit unsichtbaren Engeln die Psalmen der Matutin.

Maria hat sich bestimmt gefreut über die Verwunderung und den Schrecken des hl. Ordensstifters. Sie lächelt noch immer über diesen ihren frommen Streich in der Statue von Vianden.

Oder lacht sie vielleicht über uns? Ursache hätte sie schon. Aber ich bin der Ansicht, es ist besser, Maria lacht über uns, als daß sie weinen müßte.

\*

Alte Städte, wie Vianden, haben nicht nur alte Burgen. Alte Kirchen aus dem hohen Mittelalter. Alte Ringmauern, um die sich grüner Efeu schlingt.

Sie haben auch alte Marienbilder. Über der Trinitarierkirche steht eine wundervolle Statue. Sie könnte aus dem Portal einer französischen Kathedrale sein. Sie ist eine der ältesten des Landes. In der Haltung erinnert sie an die Schwarze Muttergottes aus dem Stadtgrund. Aber sie ist weiß. Aus einem sehr harten Kalkstein gemeißelt.

Maria trägt keine Krone. Höchstens einen schmalen Reif, der die gewellten Haare hält. Die Haltung ist wahrhaft königlich. Sie trägt das Jesuskind auf dem linken Arm. Über die Schulter trippelt eine weiße Taube. Das Kind Jesus hält sorgsam die Hand darüber. Die linke Hand hält es vor die Taube, als reiche es Futterkörner oder passe auf, daß die Taube nicht ausrutsche.

Diese Statue könnte die Patronin der Taubenzüchter sein.

Maria trägt in der rechten Hand ein Zepter, das sich in eine weiße Lilie öffnet. Auf dem Rücken ist ein großer Halbmond eingegraben. Erinnerung an die Kreuzzüge? Der Immakulatagedanke?

Alte Statuen haben ihre Legenden. Die alte Marienstatue von Vianden hat eine unglaubliche Tradition. Graf Friedrich habe das Bild auf seinem Kreuzzug mitgenommen. Die Statue wiegt Zentner! Unmöglich!

Aber eine Pilgermadonna ist die Statue doch. Sie ist ins Staatsmuseum gepilgert. Die königliche Frau von Vianden steht in der Eingangshalle des Museums auf dem Fischmarkt. Doch bald wird Maria wieder auf die Reise gehen. Zurück nach Vianden. Bei der Restauration der ältesten Pfarrkirche der Unterstadt, der Nikolauskirche, wurde eine Nische vorgesehen, die eine der schönsten Marienstatuen unsers Landes in einem alten sakralen Raum aufnimmt.

Die Legende sagt, der Graf von Vianden habe Maria zum Schutz auf seiner Fahrt ins Heilige Land mitgenommen. Das ist keine Legende. Das ist auch im zwanzigsten Jahrhundert Wahrheit und Wirklichkeit. Die wandernde Maria ist dem wandernden Volk Gottes immer Schutz und Schirm.



Alle Menschen wandern. Im letzten Sommermonat August. Die einen zu ihren Ferienzielen. Die andern kehren nach Haus zurück.

Im Monat August wandert in Vianden auch die heilige Jungfrau Maria. Ihre heilige Kapelle steht auf hohem Felsengrat in ferner Einsamkeit. Ringsum rauschen die Wälder. Tief unten kräuseln sich blaue Wellen. Hoch über den gestauten Wassern der Our steht die weiße Kapelle U.L. Frau vom "Bildchen".

Am Sonntag vor dem Fest, da Maria in den Himmel wanderte, verläßt Maria die Kapelle. Sie wirft einen Blick hinab, über die Wasser, bis Bivels und Falkenstein. Sie zieht am "Herrgottsgärtchen" vorbei durch einen hohen Buchenwald. Die Wipfel der Bäume singen leise Lieder. Denn Maria geht durch den Wald. Sie kommt an der Kastanie vorbei im "Napoleonsgarten". Die wurde gepflanzt, als der König von Rom geboren wurde. So steht auf der Tafel geschrieben.

Maria bleibt stehen unter dem Sessellift und schaut eine Weile zu, wie die gelben Stühlchen aus der Tiefe schweben und leise klirrend in die grause Tiefe zurücksinken.

Dann erscheint die mächtige Burgruine. Mit den ragenden Giebeln. Mit den hohen Türmen. Mit Dornen und Disteln um bröckelnde Mauern. "Deposuit potentes de sede", hatte Maria einst im Magnificat gesungen. Maria war immer für das souveräne Volk, obschon sie eine geborene Königstochter war und eine Königin ist.

Maria zieht durch die engen Gassen mit dem uralten Pflaster, wo ihr gutes Volk wohnt. Die Häuser schmiegen sich eng an die Felsen und haben schöne Türen.

Die Trinitarierkirche öffnet weit ihre vier Pforten und Maria zieht in das heimelige Dunkel, wo die Andacht von Jahrhunderten geheimnisvoll um herrliche Altäre duftet.

Da hält nun Maria Hof ab. Gibt Audienz. Das ganz kleine Bildchen der Muttergottes mit dem Jesuskind ist ein Magnet geworden, zu dem alle Herzen fliegen.

Acht Tage lang. Dann wird Maria von Tausenden zurückgeleitet in die schöne Einsamkeit von Wald und See.

Die Wanderlegende des Mittelalters erzählt, das "Bildchen" habe den Saum seines Kleides schmutzig gemacht, bei seinen nächtlichen Wanderungen in den Wald.

Heute macht Maria ihr Kleid nicht mehr schmutzig. Denn sie wird getragen von der Liebe und der Verehrung vieler Menschen.

#### BUCHBESPRECHUNG

## **Grenzerfahrungen Band 3**

#### Geschichte der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens

Carlo Lejeune (Hg)

Der Dritte Band behandelt die Zeit von 1794 bis 1919, von der Französischen Revolution bis nach dem Ersten Weltkrieg. Die 15 Autoren berichten über die Bedeutung des französischen Code Civil und die industrielle Revolution, die das Leben in der ländlichen Region grundlegend veränderte.

Die Einwohner von St. Vith, die bis 1792 zur Grafschaft Vianden, im Herzogtum Luxemburg in den Österreichischen Niederlanden gehört hatten, wechselten mehrmals die Staatszugehörigkeit. Sie wurden 1795 Franzosen, nach dem Wiener Kongress 1815 preußische, 1871 deutsche Staatsangehörige und seit 1918, seit 100 Jahren, sind sie Belgier.

Am 15. Oktober 1831 schlossen die Mächte in London den Vertrag der 24 Artikel, nach welchem Limburg und Luxemburg unter Belgien und Holland aufgeteilt wurden, Wilhelm I. konnte sich erst 1838 dazu entschließen, in den neuen Gebietsverlust einzuwilligen. Belgien nahm den Vertrag am 19. April 1839 an. - Nach dem Vertrag der 24 Artikel wurden von den acht Distrikten, die das Großherzogtum zählte, fünf an Belgien abgetreten: Arlon, Bastnach, Marche, Neufchâteau und Virton. Es waren die wallonischen Bezirke und dazu einige Kantone des deutschsparchigen Teils von Arlon. Sie bildeten die belgische Provinz Luxemburg mit der Hauptstadt Arlon. Das Großherzogtum Luxemburg umfasste nur noch eine deutschsprachige Bevölkerung. Es verblieb im Deutschen Bund unter der Herrschaft des Hauses Oranien-Nassau.

Robert Möller, der Sprachwissenschaft des Deutschen an der Universität Lüttich lehrt, scheint eine verquere Geschichtsansicht zu haben, denn er schreibt von « der Abtretung des größten Teils des deutschsprachigen Gebiets Luxemburg 1839 » (S.238)

Jean Milmeister

### Edmond de la Fontaine

## DE FEIANNER WEÎSZERT

Eng humoristisch Soloscéne Text vun der Editio'n Stomps 1890 (De Mètte' kent eran mat énger Weîszbîscht a mat éngem Émer. E setzt den Émer dûor a séngt.)



An éch sin hîrt énzécht Kant, de Mètte' aus der Iéwescht, én de'ganz Feiane kènnt. Méng gutt Mamm as scho lang begruowen, a'n we' meî Papp um Stiérwe wor, dû rifft e méch bei seî Bett a sot mer: «Mètte', mir si' nét reich, an dâs och nét ne'déch fir gléckeléch ze sin. En hémelécht Ferme'ge loszen éch der dach, an dât as méng Weîszbischt.» (E klappt op d'Bîscht a sét.) Hei as se. «Mâch ewe' éch,» sot meî Papp, «huol s'am Summer op de Bockel (e lét d'Bîscht op d'Scheller) a ge' an d'Wèlt dermat, an da brauchs dû am Wanter no kèngem neîscht ze froen.» A we' d'Fre'joer erbei ko'm, dû duocht éch: (E séngt.)

Zu Feiannen do get' lo neîscht Ze reîszen an ze beîszen. Wan d'Mannchen och e we'nég kreîscht An d'Friémt dûor gés de weîszen.

(E mécht ewe' wan e weîsze ge'f, e schwètzt.) Jo, d'Mannchen, dât le'ft Mannchen solt séch ferrauen, we' et gehe'ert huot, dass éch fort géng. Tre'scht déch Manni, sot éch em, den Hiérscht kommen éch erem mat Pôtse'ck foll Gèlt, an da kre'e mer Frét zu Ruot an zu Bettel op der Kirmes. (En danzt mat der Weîszbîscht.) Méndes Muorges gong et dû op d'Rés. Éch wor op der Gâs e'er der Deiwel d'Schong un hât, an éch hu gemént et wèr nach kén op a ganz Feiannen. Mè we' éch dû em den Eck dre'en, elei lo'ch jo d'Mannchen op hîrer Fenster. «Edde' Mètte'», sot et, an 't fe'nkt un ze schluxen. «Edde' Manni», ruffen éch em zo'; dobei go'f et mer ower eso' wêch em d'Hiérz . . . éch hun och ugefangen ze mefferen . . . an éch hun eso'guor gemênt méng Weîszbischt féng mat un ze drepsen. 'T kont alles neîscht déngen: fort musst éch. (E séngt.)

Wât jonk as muss an d'Wèlt eraûs. Do gét et Arbécht, Suen. An du gong éch de Biérég aûs A sin an d'Friemt gezuen.

(E steipt séch op séng Weîszbischt ewe' op e Bèngel; e schwètzt.) Ja, ja, an der Friémt do as et nét ewe' hei. Wât geseît én do Dénger a wât gesche'en do Sâchen. Kaûm wor éch èng Zeit lang op der Rés, dû gong éch emol Owes spe't duréch e gro'sze Besch. Elei sprangen op émol zwê Fèchtbridder aus den Hècken firu' méch op de Wé, a' se jeîtzen ewe' wèll De'eren: Gèlt oder Blutt! U méngem Liéwen huot e wuol net fill geléen. Gèlt hât éch rose we'néch ze ferle'eren, ower éch duocht, se huolen der am Enn déng Weîszbischt of, an dû kris nach dermat de Bockel foller Stréch. O nén dîr Brigangen, sot éch, nu weîcht, soss gi' der allebe't erschosst! An am se'lwéchten Ament léen éch mat der Weîszbîscht op se un. (E lét d'Bîscht ewe' e Gewîer un.) Elei hun se jo gemént éch hètt èng geluode Flent, a se machen séch duréch d'Reiser, wât gés de, wât huos de. (E séngt.)

A firu' gong et bis op d'Plâz, Wo' éch sollt Arbécht fannen. Éch duocht u' neîscht we' u' mei Schâz, A felléch Gèlt ze wannen.

(E schéckt dem Manni Bésen, an dre't d'Weîszbîscht mat de Fangere ronderem; e schwètzt.) T'ass nét genoch, Arbécht sichen ze goen, et muss én der och fannen, an e gudden Dâch font éch méch unne' Arbécht an unne' Suen: mei we'nég Résgèlt wor zum Deiwel. Wât machen? Grât ewe' éch mer nét me' ze hèllefe wosst, elei bege'nt mer jo an èngem Duoref mei Kamerot, de Klôs. Éch wor fro' ewe' e Kinéck, zemol we' éch mei gudde Klôs mat lâchendes Monns op méch zo' komme geso'ch, wèll éch duocht, den huot felléche Méckes, sos we'r e nét eso' fro'. «A, bejur Mètte',» sot en, «wât hun éch èng Frét dech ze gesin, le'n mer en Dâler.» «Wât,» sot éch ganz erschrèckt, «éch soll dir en Dâler le'nen, an éch wolt dir grât

soen, dû sols mîr é le'nen.» «Oa,» sot de Klôs, «as et em de' Zeit.» «Mèja, 't as em de' Zeit,» èntferen éch em, «a wât gi mer elo allebe'ten ufe'nken?»\* «Dat e'scht,» sot de Klôs, «wat éch elo ufe'nken dâs èng Peif, an da bedènken éch méch.» En helt e Fixspo'n, fénkt sei Kluof un, a we' en en Puor Stre'pp gezuen hât, rifft en: «Mètte', mîr si' gewon, elo spille mer Kome'de'.» «As et wo'er?» sot éch. «Gewess as et wo'er,» sot en, «fir de Su gét fill Kome'de' gespilt, a fir wat solle mîr dât nét eso' gutt ewe' de' aner. Elo ferkléden éch déch als Bîer, éch mâche Musék, an dû danz.» Elei hènkt e mer èng al Pèrtsdècken em de Leîf, bennt mer e Wisbamssél em de Kopp, fir méch ze fe'eren, stécht mer d'Weîszbîscht iwer de Réck enner d'Aremen, réft èng Schank op, a klapt dermat op èng raschtég Pankochspân. (E séngt.)

A gleîch ko'm alles em ons sto'n Fir méch gesin ze danzen. De Klôs huot brâf op d'Pân geschlo'n, An 't go'f erem Finanzen.

(E stécht d'Weîszbîscht iwer de Réck enner d'Aremen, an danzt a brellt ewe' e Bîer zum Firspill fum Lit; e schwètzt.) Ower, wât nach besser wor ewe' de' Suen, de' mer opgehuowen hun, mer hâten ons bekant gemâcht. Fun der Stonn un krûte mer Arbécht an der ganzer Ge'gend, me' ewe' mer der mache konnten, a mer hu' Gèlt gewon eso' fill ewe' mer wolten. Eso' gong de Summer erem an d'Zeit wor do fir hém ze goen. An dem Haûs wo' éch loge'ert hun, do wor eso' èng appetiterléch klèng schwârz Zara mat blénkéchen Aen, an èng opgeschirzt Niéschen. Dén Dâch we' éch fort soll goen - et wâr en dre'we, wâremen Hierschtdag - dû ko'm d'Métche bei méch, grat we' éch meî Pèckelchen zo'geknèppt hât. «Mètte', sot et, mei le'we Mètte', gitt nét fort.» (E séngt.)

We' dauscht de Want schon unne' Ro', We' fle't de Steps an d'Bliéder, Mètte', Mètte', mâch d'Luoden zo', Et kemt en Donnerwiéder.

(E schwètzt.) «Éch fiéréchte kén Donner», hun éch gesot. «Bleift iéwel hei», fong et erem un, «wan der fort git, muss éch méch do't kreischen, éch hun iéch jo eso' giér!» «Oa!» duocht éch, «bas de dan eso' e sche'ne Jong, dass all Frâleit séch an déch ferle'wen? «'T ka nét sin, méng Môt,» go'f éch em zur Entwert, «éch muss elo fort, d'Manni wârt op méch, ower tre'scht déch, eso'bal ewe' éch hém kommen, schécken éch der èng Dosen Zockerkrènzercher. An dû sprangen éch op méng Weîszbîscht ewe' op e Pèrt an am Galopp gong et zur Dir aus, op Feianne las. (E reit op der Weîszbîscht en Tûr em de Kome'de'.) An hei as en erem, de Mètte', wat hâl der nu fun em? (E séngt zum Publicum.)



(E présente'ert de Leit d'Weiszbîscht ewe'e Gewier.)

#### Lou Bassing

#### Dem Mécken-Theis séin Huan.

Irgendwi hon se sich geglach, déi zwi Gockelen. Trotzdiäm awer waren se grondverschiden.

Dem Mécken-Theis séi Gockel war Lëtzebuerger durich an durich, udder vill mi.en honnert-prozëntige Veiner.

An den Hellbrück war e Preiss, och durich an durich, an en hot geglënnert wann e mat "Meister" uageried guf.

All muerjes hon se sich begeent, wann den Hellbrück iwer d'Bréck erop an d'Post gegockelt ass d'Brost erous, den Hënner erous, an de Bouch, do war et nët nidig en erous ze streeken, dä stung vuam selwen an der Loft.

Koum hat dem Theis séi Gockel den Hellbrück erbléckst, da war hän och schuns do, an ëmmer erëm hot sich dä selwischte Ritual ofgespillt. Wä wän nogemacht hot kann än esu nët soen. Jiddefalls hon se sich an hirem Optrëtt geglach: den Hellbrück hat d'Heen om Réck a kum d'Bréck erop, am sugenannten "Reichs-Gendarmerie-Meister-Ordnungs-Schritt", no der DIN-Norm No 842, Absatz 3, de Schako op der ronner Kopp. Parallel derniäwend éisen Huan,am "Hahnen-Schritt", d'genau Kopi vuan Din 8427, nëmmen 10 Nummere mi klän. Dem Huan sein gurig Bän ho verdächtig nom Meister seine Gamaschen ousgeséin, an dem Meister séi Schako war dem Huan séi rudde Kamp, dem "Schandarm" sein Heen om Réck waren dem Huan sein uageloochte Fliichten, den Hënnigten an der Gandarems-Box, dat war dem Huan séi fuawigsten Däl.

Ousser dem Grissenënnerschäd guf et awer och nooch en aneren: de Meister hat e bräde Réim uan, dä luuch hannen an der Taille op, de Bouch awer hot sich néist dorous gemaacht.en hung e Stéck iwer, well uan dem Réim vir hung nooch e grusse Klabes.

De Virdäl fir den Huan war dän.datt hä kä Réim a Klabes hat, ma dorfir vill mi stolz konnt goen, an och bei Gefor, wat vill mi wichtig war, ganz wiblig sich ous dem Stëps konnt maachen.

Di zwinn, si haten sich arrangiirt, an et hot geschinen, ewi wann se a Konkurrenz ginge stoen, an än vuam anere léire wëllt. Heiansdo hot de Meister "gschi-gschi" gemaacht, e wollt domat den Huan op d'Prouf steelen. Et hot den Huan och, ewi dat béi den Héiner ass, en Ament ous der Rou broocht, mä wann en erëm an der Spur war, war alles an der Rei. Béi Hessen hot de Gockel d'Spill ofgebrooch an ass häm a séin Harem gaangen, fir do den Héiner-Dammen virzeféieren, wat hän dem Hellbrück ofgekuckt hat.

Esu gung et mintelaang bis zu dësem 23te Januars-Dag, däm Dag wu dä grusse Schni luuch, an et war en Katastrof fir se allen zwin. Wat as passiirt?

De Meister war ewell op der Gendarmeris-Trap winst dem Schni op d'Suckel gaangen, an hot winst dem Hippelen séin "Obrigkeits-Schritt" misse wäässelen. Mä och dem Mécken-Theis séin Huan hot dän Dag irgendwi handikapiirt an anescht geschinen. En hat sich verkläd, oder wat warscheinlich mi richtig as, e war verkläd gän, oder fir prézis ze sen, e war uagestrach gän: ënne blo, uewe rutt, an an der Mett schniwéiss. Also, et konnt ä soen, et war e rut-wéissbloen Huan.

Et muss à soen, esu schro wi de Meister als uniformiirte Gartenzwerg ousgeséien hot, esu schlëmm war en eigentlich nët.

Mä dat doent, séi Kolleeg a Konkurrent an däne schrecklichen, "die deutsche Volks-Kraft zersetzenden Provokations-Farben", dat konnt nët durich geloss gän.

Nodäm de Meister sich vuam Schreck erhollt hat, a wi e gemäänt hot, séint Irgeféil erëm ënnert Kontroll ze hon, an den Huan am Begrëff war sich a Positur ze seezen, du hot en sich decidiirt fir an d'Attak ze goen. "Du Luder-Vieh, Dir werd' ich's zeigen." A mat dem reichsdeutschen Gamaschensprung hot hän e Saz no links op den uarmen Huan zou gemaacht, an en heet en och erwescht, wir do nët de fresche Schni gewäässt. Dän hot de Meister ousrutsche gedoun. Den Huan hat am Ament d'Situatiunn erkannt, an as bei Pittis op d'Buttiksfenster gesprungen. De Meister: "Du Ludervieh - ich hab Dich" oder och nët, erëm op an op d'Fenster zou, den Huan e Saz, an erop op Braasens hire Balkon, ewu en a Secherhät war.

"Er kommt noch runter". Den Hellbrück hot sich ennert de Balkon plassiirt an hot gewoort.

Et ware Leit op den Drama opmierksam gän. Hannert der Fënster vuam Café du Pont stung de Fraassi mat bloen, den Brécken-Téid mat wéissen, an den Trise-Pir mat rudde Fangeren, an hon "der Strassenschlacht an der Viandener Ourbrücke" (esu hot et en Dag mit spitt am Wehrmachtsbericht gestanen) nogekuckt. An äänt Hous mi erop stung hannert er anerer Fënster, blääch am Gesiicht, mat seiner Fra, an zur Inaktivitéit verurdeelt, de Mécken-Theis.

Du guf dem Huan awer d'Zéit ze laang an e springt an d'Stross erof, dem Meister vruan d'Féiss, dän hannert em. Den Huan, d'Gefor am Réck, springt iwer d'Geleener vuam Theis seinem Virgäärtchen, dä mi déif ewi d'Strooss luch. De Meister no, wëllt iwer d'Geleener kommen, dat mat de Picken, bleiwt awer hinken a réisst sich die "reichsdeutsche Ordnungshüterhose bis auf das blanke Leben" op. Den Huan war fort an de Schueb, a séin Harem, an hot do de Feierwoon a seiner Sprooch gegackert.

De Meister hat gemäänt, et heet kän e geséin an en hot de Réim esu gedricht, datt de Klabes "auf die blanke Wunde zu liegen kam", dricht ëm a gockelt häm, "voll Scham über die erliedene Niederlage". Dësen 23ten Januar guf kän Post vuan der Veiner Schandarmri opgehuewen.

E poor Deeg drop, den Huan hat noch ëmmer Fuarwe-Rester an de Fiäderen, hon di zwinn sich erëm beginnt, an och vléicht erëm verstanen, wat allerdings net ganz sëcher as, ewell se sen op gehirig Distanz gaangen, "ich rechts, du links".

Dat Jor drop, e por Deeg vruam 23te Januar, du war dem Mécken-Theis séin Huan verschwonnen, a kän hot e jee méi erëm geséin. De Brécken-Téid, dän eepes wosst, hot spidderhin gemäänt, den Huan heet d'Zitatiunn "Mort pour la patrie" verdéint. Mä dän, dä wirklich eepes wosst, de Mécken-Theis, dän hot de Mond gehalen.



"DE GOCKEL", Aquarell vuam Lou Bassing

## Die Wasserversorgung auf Burg Vianden

Die Wasserbeschaffung auf einer Höhenburg war immer problematisch, und konnte nur mit großem Aufwand bewerkstelligt werden. Besonders in Kriegszeiten, wenn Belagerung drohte, musste man innerhalb der Mauern der Burg möglichst lange ohne Versorgung von außen ausharren können.

Zwei unterschiedliche Vorgehensweisen konnten zur Wasserversorgung herangezogen werden:

- 1. Erschlieβung einer Quelle im Untergrund, meistens mittels eines Brunnens
- 2. Nutzung des Regenwassers

Auf Schloss Vianden wurden beide Möglichkeiten genutzt. Die nachfolgenden Betrachtungen dazu sind den wenigen erhaltenen Rentmeisterberichten entnommen <sup>(1)</sup>.

Der Schlossbrunnen ("poutz", "grosse Poutz", "grand puits") wird seit dem 16. Jahrhundert in den Rentmeisterberichten erwähnt, ist aber sicher sehr viel älter. Erwähnung fand er immer dann, wenn die Hebevorrichtung nicht mehr funktionierte oder der Schacht gereinigt werden musste. Man kann vermuten, dass der Brunnen des Öfteren längere Zeit unbenutzt blieb; in Zeiten der Kriegsgefahr wurde er dann schnellstens wieder einsatzbereit gemacht.

Das Alter des Brunnens lässt sich nicht bestimmen, möglich ist aber auch ein Ausbau in mehreren Etappen. 1621/22 erhielt der Brunnen eine neue Aufzugvorrichtung; siehe hierzu den nachfolgenden Artikel.

Neben dem Brunnen gab es eine, später zwei oder drei, Wasserzisternen, welche durch Regenwasser gespeist wurden. Häufig waren diese Zisternen über längere Zeit die einzige Wasserquelle, wenn der Brunnen nicht benutzbar war. Doch auch die Zisterne versagte zuweilen den Dienst, wurde undicht und musste erneuert werden.

Dabei war die Qualität des Zisternenwassers nicht die beste: Das Regenwasser praktisch aller Dächer, auch der Wirtschaftsgebäude im Schlosshof, wurde über Regenrinnen abgeleitet. Diese bestanden überwiegend aus ausgehöhlten halben Baumstämmen, welche mit Bleiblech ausgeschlagen waren, und schütteten über Wasserspeier an eigens dafür vorgesehene Plätze aus. Von dort wurde das Wasser in "Rigolen" aus Sandstein geleitet, welche zu den Zisternen führten.

Die Hauptzisterne befand sich unter dem "Holzplatz" (heute Terrasse); das Wasser wurde wie beim Brunnen mittels Eimer von oben entnommen. Zumindest zur "alten Küche" bestand aber auch eine Wasserleitung (Bleirohr).

Im 17. Jahrhundert<sup>(2)</sup> wurde eine neue Zisterne im hinteren Hof zwischen weiβem und schwartzem Turm erbaut, im Wirtschaftshof gab es ein weiteres Becken für das Regenwasser der dort befindlichen Gebäude. Dieser letztere Behälter mag noch einem anderen Zweck gedient haben, ansonsten müsste es anderswo im Hof noch eine andere Vorrichtung gegeben haben:

Im 16. Jahrhundert wurde ein "borenn und fontayn" durch Bernhard von Fellbrück (Amtmann von ça. 1540 bis ça. 1555<sup>(3)</sup>) installiert. Dabei wurde eine auβerhalb des Schlosses gelegene Quelle gefasst und mittels Wasserleitung ins Innere des Schlosses (vermutlich zum Wirtschaftshof) geleitet. Dies war ein wesentlicher Fortschritt zu allen früheren Wasser-

versorgungen; gab es doch nun fließendes Wasser, frisches Quellwasser dazu. Nur war die Konstruktion aus (Buchen-)Holz- und Keramikröhren recht anfällig; da die Quelle (diese Konstruktion beinhaltete keine Pumpvorrichtung) höher als die "Fontäne" innerhalb der Burg liegen musste, baute sich an der tiefsten Stelle der Leitung ein hoher Druck auf. Dazu verrotteten die ausgehöhlten Buchenstämme recht schnell in der Erde.

In den Jahren 1563 - 1566 mussten deswegen die Holzröhren nach und nach ersetzt werden; die neuen Röhren bestanden aus Eichenholz, wegen der längeren Haltbarkeit. Doch auch die neuen Holzröhren werden nicht sehr lange gehalten haben, und weitere Arbeiten an dieser Anlage sind nicht dokumentiert. Man wird diese Leitung bald aufgegeben haben, weil:

1597 wird eine Zisterne instand gesetzt, und 1621 wird die Instandsetzung des Brunnens als dringend geboten beschrieben, weil es in der Burg zu diesem Zeitpunkt kein "aultre eau que celle des cisternes" gab.

Warum wurde diese fortschrittliche Einrichtung aufgegeben? Möglicherweise war die angezapfte Quelle versiegt, oder aber die neu heraufziehende Kriegsgefahr machte eine Wasserversorgung, welche durch den Feind gekappt werden konnte zu unsicher. Möglicherweise war aber auch der Aufwand zur Instandhaltung der faulenden Holzröhren einfach zu groß, und überhaupt der hohe Druck in den Rohren kaum zu bändigen. Vielleicht spielte aber auch all dies zusammen. Bleibt zurück zu behalten, dass die erste Wasserleitung mit flieβendem Wasser in Vianden kaum ein halbes Jahrhundert bestanden haben wird, um danach wieder durch den altertümlichen, aber sichereren Schlossbrunnen ersetzt zu werden ...



Keramikröhre der Wasserleitung der "Fontäne", Länge = 45 cm, Innendurchmesser am dünnen Ende = 5 cm, zum andern Ende bis zu 7 cm aufgeweitet.

<sup>(1)</sup> Jules Vannerus: Travaux exécutés au château de Vianden, 1923

<sup>(2)</sup> John Zimmer: Die Burgen des Luxemburger Landes, Band 3 S. 125 f.

<sup>(3)</sup> Th. Bassing: Ous der Veiner Geschicht Nr. 18: Verzeichnis der Amtmänner der Grafschaft Vianden

#### Josy Bassing

# Der Hebemechanismus des Brunnens auf Schloss Vianden von 1621/22

#### Was ist bekannt?

Der Brunnen auf Schloss Vianden hat eine Gesamttiefe von 54 m (1621 mit 190 Fu $\beta$  = 56 m angegeben). Bis zu einer Tiefe von 22 m beträgt der Schachtdurchmesser 3,4 m. Ab 22 m verringert sich der Durchmesser auf 1,5 m.

Das obere Schachtende ist überwölbt und mit einem rechteckigen Mund versehen, welcher durch eine Umfassungsmauer umgeben ist. Auf dieser Umfassungsmauer befand sich vormals eine Holzkonstruktion mit dem Hebemechanismus. Dieser Mechanismus bestand (unter anderem) aus folgenden Teilen (dokumentiert in den Rentmeisterabrechnungen; nach Jules Vannerus <sup>(1)</sup>:

- Ein eisenbeschlagener "welbaum" mit Eisenzapfen (Welle Haspel)
- Eine Kette von 59 m (200 Fuβ) Länge und 258 kg (553 ½ Pfund) (eine Kette von 150 Fuss wurde 1621 aus dem Brunnen geborgen)
- Zwei eisenbeschlagene Holzeimer à ½ Ohm (79 Liter), welche gegeneinander auf resp. ab liefen
  - "drey rader eines in das ander treffe":
- Ein "Drullus" (zweifellos ein Drehling / Trilling)
- Ein "schwanckradt" (Schwungrad)
- Ein ,, *kampffradt* " (Kammrad = Zahnrad)

Am Schwungrad war die eiserne Handkurbel befestigt, welche von 2 nebeneinander stehenden Männern bedient wurde. (Hierzu war 1622 eigens eine Mauer eingerissen worden; daraus folgt, dass die Kurbel sich an der Eingangsseite zum Brunnenhaus befand).

Ein besonderer Mechanismus sorgte dafür, dass die Eimer von selbst ausschütteten, "sans qu'il soit besoigne d'y mectre la main.

Es gab (ab 1622; die gesamte Anlage scheint in diesem Jahr erneuert respektive neu errichtet worden zu sein) 2 Steintröge zu je ½ Fuder in welche die Eimer ausgeschüttet wurden. Als diese eingesetzt wurden, wurde das Fenster zum Rittersaal vermauert, da die Tröge in dieser Fensteröffnung zu stehen kamen.

Da die Kette mitsamt der Eimer zuweilen "par fortune" in die Brunnentiefe fiel, wurde 1636 eine Vorrichtung angebracht welche dies verhindern sollte.

#### Prinzipielle Überlegungen

Die Präsenz eines Schwungrades und zwei gegenläufiger Eimer gibt zu denken. Kann man die Vorrichtung am Ende des Hebevorgangs rechtzeitig anhalten, ohne dass der Eimer die Haspel überschlägt oder die Konstruktion unnötigen Belastungen beim Anschlag ausgesetzt wird?

Könnte es vielleicht sein, dass sich die Eimer an einer geschlossenen Kette befanden, und die Haspel immer nur in einer Richtung gedreht wurde? Dabei hätten die Eimer aber die Haspel überschlagen müssen – was allerdings nicht unüblich war, und auch die Konstruktion der "automatischen Ausschüttvorrichtung" wesentlich erleichtert hätte.

Die Kettenlänge von 59 m reicht vollauf bis zum Grund des Brunnenschachtes. Dies scheint à priori nicht notwendig zu sein, beziehungsweise bei gegenläufigen Eimern sogar hinderlich, da immer die volle Kettenlänge abgewickelt werden muss, auch wenn es nicht nötig ist. Meines Erachtens wäre es für den normalen Gebrauch auch völlig ausreichend bis in die Mitte des Schachtes zu reichen, was bei geschlossener Kette der Fall gewesen wäre (man müsste ermitteln wie lange es dauert bis der vorher entlehrte Schacht wieder gefüllt ist. Daraus ergibt sich die Förderkapazität (débit) des Brunnens.)

Es spricht also einiges für eine geschlossene Kette mit einseitiger Laufrichtung und überschlagenden Eimern. Die Möglichkeit sollte deshalb erwähnt werden, auch wenn manches dagegen spricht (und es in dieser Betrachtung dann auch für die weiteren Überlegungen ausschlossen wird):

- Die Kette lief zuweilen mitsamt Eimern von der Haspel, was mit geschlossener Kette (ausser bei einem Kettenriss) nicht möglich gewesen wäre
- 1636 wurde eine Vorrichtung angebracht um eben dies zu verhindern; dies hätte das Überschlagen der Eimer wahrscheinlich unmöglich gemacht

Deshalb soll in der Folge von einer einfachen Kette mit Eimern an den Enden ausgegangen werden. Wenn wir eine Holzkonstruktion (inklusive Brunnenmund) mit einer Höhe von ça. 2 m vorstellen, dazu eine Brunnentiefe von 54 m, dann bleiben 3 m Kette welche in mehreren Windungen um die Haspel gelegt ist, und die Eimer reichen immer noch bis zum Brunnengrund.

Nun ist aber eine in mehreren Windungen um eine Haspel gelegte Kette bei der bedeutenden Brunnentiefe sowie der dicken Kettenglieder nicht funktionell: Bei jeder Umdrehung der Haspel wird die Kette um die Glieddicke zum Haspelende verschoben. Die Kette wird also nur einfach über die Haspel gelegt worden sein, in dem Fall aber bedurfte es einer Art Ritzel, welche die Kette am Verrutschen hinderte (der Eisenbeschlag der Haspel wird in dieser Art zu deuten sein).

Wie kann man das Problem des Schwungradimpulses lösen? Wahrscheinlich überschätzen wir die Wirkung der doch wenig massiven Holzräder, und mit etwas Übung war die Handhabung doch nicht so schwer. Nur bei Unachtsamkeit (zu viel Schwung) überschlug der Eimer die Haspel ...

Bleibt das Problem, dass bei jedem Hub die gesamte Kettenlänge abgewickelt werden musste; auch wenn die Eimer die Wasseroberfläche bereits auf halber Strecke erreichten. Dies mag dadurch relativiert worden sein, dass die Handhabung eben durch das Schwungrad erleichtert wurde, und so die gesamte Abwicklung nicht übermäβig schwierig war ...

#### Wie hat die Vorrichtung ausgesehen?

Dazu suchen wir zunächst nach erhalten gebliebenen (resp. rekonstruierten) Vorrichtungen auf anderen Burgen:



Burg Breuberg, Odenwald:

Die hier zu sehende Vorrichtung wird mittels eines Laufrades angetrieben, was es so in Vianden nicht gab. Ansonsten dürfte die Anordnung der in Vianden ähnlich sein.



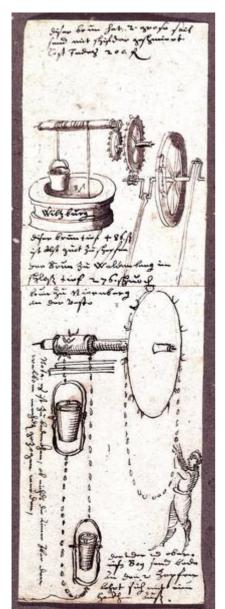
Die eigentümliche Form des Haspelrades rührt da her, dass die schwere Brunnenkette hier nicht mehrmals um die Haspel gewickelt war, sondern einfach nur über diese "Rolle" lief. Die

Eisenbügel dienten dazu die einzelnen Kettenglieder zu halten, ähnlich wie bei einer Fahrradkette.

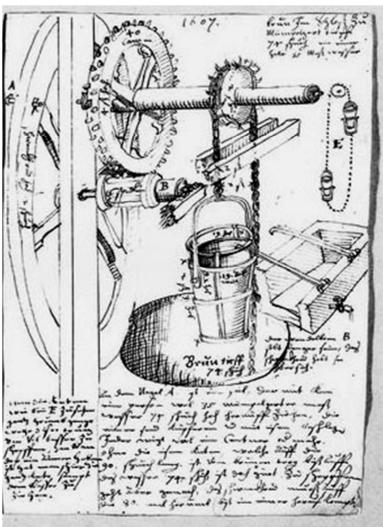
Hier haben wir eine Handkurbel, wie in Vianden. Ein Schwung"rad" gibt es zwar nicht, dafür aber eine Art "Schwungbalken" mit am Ende angebrachten Gewichten. Diese Kurbel ist in direkter Verbindung mit dem "Drilling" (leider hier nicht sichtbar) welcher in das kleinere Zahnrad greift – also gleich wie bei der Viandener Konstruktion. Anders als in Vianden besteht hier eine doppelte Übersetzung; deshalb benötigt man auch nur eine verhältnismäβig kleine Kurbel, von einem Mann zu bedienen.

Interessant ist allemal die Detailansicht der Bauteile. Hier eine Teilansicht eines Mühlenradwerkes, um Aussehen und Funktion des "Drullus" zu verdeutlichen:





Sehr aufschlussreich sind die Zeichnungen von Heinrich Schickhardt (datiert 1607), Architekt und Ingenieur:



Das Bild auf der linken Seite stellt je einen Brunnen auf der Wilzburg und in Nürnberg dar, das rechte den Burgbrunnen von Mömpelgard (Montbéliard / Belfort).

Der Mechanismus von Mömpelgard scheint – bis auf einige Kleinigkeiten – dem von Vianden weitgehend zu entsprechen . Auch ist hier die Vorrichtung zu erkennen welche das Überschlagen der Eimer verhindert.

Interessant ist dass wir hier auf zwei Abbildungen die geschlossene Eimerkette finden, es aber ganz deutlich nicht zum Überschlagen der Eimer kommt ... wozu also die geschlossene Kette? Es könnte sein dass man hierdurch das Gewicht zu beiden Seiten ausgleichen wollte. Wäre dies auch eine Möglichkeit für Vianden? Es wäre in Betracht zu ziehen, da bei komplett abgewickelter Kette doch schon ein beträchtliches Gewicht in Bewegung zu setzen war, und dies mit zusätzlichem Reibungswiderstand im Getriebe und Wasserwiderstand des Eimers in der Tiefe. Jedoch: Wie bereits oben ausgeführt, erscheint die geschlossene Kette in Vianden unwahrscheinlich.

Betrachten wir jedoch noch einmal die Kettenlänge in Bezug auf Brunnentiefe. Um Verwirrung zu vermeiden, bedienen wir uns der 1621 angegebenen Maβe, da sie von den heutigen abweichen. Die Kettenlänge betrug 200 Fuβ, die Brunnentiefe 190 Fuβ. Die Eimer dürfen nicht am Grund des Brunnenschachts ankommen, da sonst Schlick aufgewirbelt würde welcher das Wasser verunreinigt hätte. Wenn wir aber nur einen Fuβ über Grund als Absenkziel annehmen, die Höhe des Eimers (inklusive Henkel) mit minimum 2 Fuβ annehmen, der obere Eimer 1 Fuβ unter der Haspel bleibt, und der halbe Haspelumfang sogar 2 Fuβ betragen würde, so bliebe immer noch eine Höhe von 10 Fuβ für den Aufbau. Bei einer Mundhöhe von 4 Fuβ bleiben 6 Fuβ (1,77 m) für den Holzaufbau. Dies erscheint realistisch.

Interessant ist auch die "automatische" Eimerentleerung im rechten Bild; so könnte es ebenfalls in Vianden funktioniert haben. Und das "Gesperr"?

Dazu haben wir noch diese Radierung vom Brunnen in Fels:



Es ist zwar nicht viel zu erkennen, aber das wesentliche wird uns schon mitgeteilt: Der Aufbau auf "Schwellen" ist auch für Vianden belegt, dann einfache Stützstreben zum Halten der Haspel, zur Getriebeseite auch noch der Kurbel – Schwungrad – Drehling – Achse.

Doch noch einmal zurück zu der Eimerentlehrung. Wir wissen, dass die Eimer in zwei Tröge von je ½ Fuder ausschütteten. Wozu 2 Tröge? Genau so gut hätten die zwei Eimer ein einziges Behältnis füllen können ...

Die Antwort könnte in dem Buch "Opera dell'arte del cucinare" von Bartolomeo Scappi (1570) zu finden sein:



In der linken hinteren Ecke der Küche sieht man einen Ziehbrunnen ("pozzo"), gleich daneben aber zwei Wasserhähne an einem Wasserbehälter ("Conserva"). Wozu zwei Hähne? Könnte es sein, dass sie zu zwei getrennten Behältern gehören? In dem Fall könnte die Erklärung folgende sein:

Das Wasser für den Küchenbedarf wird an einem der beiden Hähne gezapft. Sobald das dazugehörige Reservoir leer ist, wechselt man zu dem zweiten Hahn. Gleichzeitig benachichtigt man die zum Wasseraufziehen zuständigen Knechte; das Küchenpersonal wird kaum Zeit hierfür haben. Die Knechte sind möglicherweise noch anderwärtig beschäftigt und können nicht gleich antreten, doch das ist nicht schlimm; das zweite Reservoir sichert die Wasserversorgung bis die Neuauffüllung erfolgen kann ...

Zur Zeit wird geprüft ob eine Wiederherstellung des Brunnenaufzuges möglich wäre; wobei es hier vorrangig um verwaltungstechnische Fragen geht. Geplant ist die Installation im Schloss für Anfang 2018.

Damit hätte Schloss Vianden eine weitere Attraktion; täglich, zu festgelegten Zeiten, würde der Mechanismus betätigt werden und Wasser nach oben befördern ...

(1) Jules Vannerus: Travaux exécutés au château de Vianden, 1923

## Von Küchen, Kochen und Essen auf Schloss Vianden

## Leichtverdauliche Lesekost für den Nicht-Historiker

Es dürfte allgemein bekannt sein, dass es im Haupttrakt von Schloss Vianden gleich mehrere Küchen gab: Die "alte Küche" neben der Kapelle stammt wohl aus dem 12. Jahrhundert, die "große Küche" wurde im 13. Jahrhundert im bestehenden Wohnturm eingerichtet, mit Durchreiche zum großen Saal. Und dann gab es noch die Küche des Jülicher Baus, 14. Jahrhundert. In Akten aus dem 17. Jahrhundert ist dann auch die Rede von der Küche des "alten Gullichs", der Küche des "neuen Gebäudes" (beides die Küche des Jülicher Baus?) und andere Bezeichnungen, welche möglicherweise auf eine der drei großen Schlossküchen gemünzt sind. Es kann aber durchaus auch sein dass zeitweise zusätzlich der eine oder andere Raum, welcher über einen Kamin verfügte, für Küchenzwecke verwendet wurde.

Doch auch schon mit unseren drei bekannten Küchen, plus Nebenräume, kommen wir auf **über 260 Quadratmeter nutzbarer Fläche**! Alle drei Einrichtungen wurden zeitgleich, bis mindestens ins 17. Jahrhundert, genutzt.

Die Hauptaktivität fand zweifellos in der "großen Küche" statt; diese lässt sich auch mittels einer Maueröffnung vom Nebenraum her überwachen.

Die "alte Küche" wäre, allein schon wegen der Lage, gut geeignet gewesen um die Garnison zu versorgen. Ob dem aber so war wissen wir nicht; es ist nicht überliefert wozu die einzelnen Küchen genutzt wurden.



Feuerstelle der "alten Küche"

Wenn schon nicht durch Überlieferung, können wir heute vielleicht noch an den Räumen selbst erkennen was dort gemacht wurde? Von der Küche des Jülicherbaus existiert nichts mehr was Aufschluss geben könnte. In der "alten Küche" ist die Feuerstelle noch auszumachen; doch auch dies verrät uns nicht viel über die hier stattgefundene Aktivität.

Die "große" Küche verrät uns mehr: Da ist zunächst einmal der **Topfhaken-Galgen (Héil)**. Auch erst einmal nichts Ungewöhnliches; diese Technik war weit verbreitet. Doch dann dieses Detail: Am Gerüst die Abbildung eines Salmes – es erscheint naheliegend die Zubereitung dieses damals in der Our heimischen Fisches anzunehmen. Doch dazu später mehr ...



Abbildung eines Salmes an dem Topfhaken der großen Schlossküche

Dann haben wir da noch einen recht gut erhaltenen **Backofen** ... zum Brot backen? Dies sicher weniger; schließlich gab es dafür ein eigenes Backhaus (und auch eine Fleischerei). Im Ofen dürften hauptsächlich Pasteten gebacken worden sein. Diese waren über mehrere Jahrhunderte sehr beliebt und konnten beeindruckende Ausmaße annehmen (damit konnte man sehr gut die Gäste beeindrucken).

Alle Koch- und Backtechniken hatten mit **Feuer** zu tun, welches **als Hitzequelle** diente. Um Lebensmittel zu garen hatte man also folgende Techniken zur Verfügung: Kochen/Garen (Kessel über dem Feuer), braten in einer Pfanne (seltener), braten am Spieß (sehr häufig) sowie dann eben das Backen im Ofen. Seltsamerweise scheint "grillen"; also das Braten auf einem Gitterrost, nicht sehr verbreitet gewesen zu sein.

Welche Lebensmittel wurden auf Burg Vianden zubereitet?

Knochenfunde (1) lassen vermuten dass **Rindfleisch** das meistverzehrte Fleisch darstellte; bis zu über 60% (der Knochenfunde), und zwar relativ konstant über die Jahrhunderte. Daneben gab es reichlich **Schwein**, aber sehr **wenig Schaf- und Ziegenfleisch**. Dies ist schon ungewöhnlich, es entspricht nicht den Gepflogenheiten auf anderen luxemburgischen Burgen.



Fischpastetchen im Ofen

Daneben gab es natürlich **Wildbret**, **Geflügel und Fisch**. Geflügel aber doch eher selten, und Fisch lässt sich nach Jahrhunderten nicht mehr in Bodenfunden nachweisen. Wie aber bereits gesehen dürfen wir den Salm als Nahrungsquelle (wenigstens für das 17. Jh.) als sicher annehmen, und ich würde meinen, andere einheimische Fischarten ebenso. Schließlich verfügte Burg Vianden auch über einen ziemlich **großen Fischweiher** "op dem Déich" (der noch vorhandene Weiher beim Hause Osch ist nur ein kleiner Teil hiervon; ehemals reichte er bis hinter das Hotel "Bellevue")



Lebende Geschichte in der Schlossküche mit Milites Viennenses

Während Getreide und Hülsenfrüchte das ganze Jahr über verfügbar waren, konnte Gemüse nur frisch geerntet, oder in konserviertem Zustand genossen werden. Die hierzu notwendigen Ausführungen würden allerdings den Rahmen dieses Artikels sprengen, belassen wir es also dabei. Erwähnenswert ist hier nur dass es seit der Römerzeit nur sehr wenige neue Errungenschaften auf diesem Gebiet gab, und diese sich nur langsam durchsetzten. Dazu trugen aber dann sicherlich auch veränderte Klimabedingungen bei, wie etwa im 16. Jahrhundert, als der robuste Buchweizen ("Wëllkuer") eingeführt wurde.

Unsere Vorfahren waren auch nicht besonders an neuen, unbekannten Lebensmitteln interessiert. So war auch das Interesse an Gemüse aus der "neuen Welt" jenseits des Atlantiks noch Jahrhunderte nach der Entdeckung dieses Kontinents gering. Als die Kartoffel bei uns eingeführt wurde (ab 1708), war auf Schloss Vianden nicht mehr allzu viel los, und als man zum ersten Mal (Ess-)Tomaten hier sah, lag das Schloss bereits in Ruinen ...

Doch wenn man sich auch nicht besonders für amerikanisches Gemüse interessierte, so verbreiteten sich andere Pflanzen und deren Produkte sehr schnell im Abendland: Chili ("spanischer Pfeffer"), Vanille, Kakao ... schließlich war ja Christoph Kolumbus eigentlich zu neuen Gestaden aufgebrochen um Handelswege für **Gewürze** zu erschließen – insofern war die Reise dann auch erfolgreich! \*



Blick in den Gewürzschrank (Nachbildung)

A propos Gewürze: Die altbekannten importierten Gewürze (Pfeffer, Ingwer, Muskatnuss ...) waren sehr teuer, aber auch sehr begehrt (sonst hätte Herr Kolumbus sich ja die Mühe kaum gemacht ...). Es ist bekannt dass die mittelalterliche Küche **sehr scharfes Würzen** kannte und schätzte, so wie das heute noch in vielen fernen Ländern der Fall ist (zuweilen hört man dass man damals scharf würzte um den Geschmack von verdorbenen Lebensmitteln zu überdecken – entsprungen ist dieses Märchen einer typisch romantischen Sicht des "finsteren Mittelalters"; absoluter Unsinn!). Dabei war gerade auch die süß-sauere Geschmacksrichtung sehr beliebt; etwas was in den nachfolgenden Jahrhunderten nach und nach, wie überhaupt die Lust auf Scharfes verschwand, bis die europäische Küche im 19. Jahrhundert recht fade wurde ...



Leider kann man heute hier nicht mehr auf dem Feuer kochen; probieren können Besucher trotzdem

Neben teuren importierten Gewürzen gab es aber natürlich auch einen **Kräutergarten**, etwas was sich auf jeder Burg installieren ließ; ein kleines Fleckchen Erde ist überall zu finden. In Vianden befand sich ein solcher Garten auf einer kleinen Terrasse gleich unterhalb der Küchenfenster. Einige der dort angepflanzten Kräuter, besonders robuste Spezies, die gibt es heute noch. In verwilderter Form haben sie zwischen den Steinen des Mauerwerks und dem nackten Felsen überlebt ...

Dies, und noch viel mehr, erfahren die Besucher von Schloss Vianden bei "living-history"-Aktivitäten (lebende Geschichte = Nachempfinden des Lebens früherer Epochen) in der großen Schlossküche – und mehr als das: Außer trockenen Informationen gibt es nicht nur den Geruch der Speisen aus der Grafenzeit, nein, man kann sie auch kosten ...

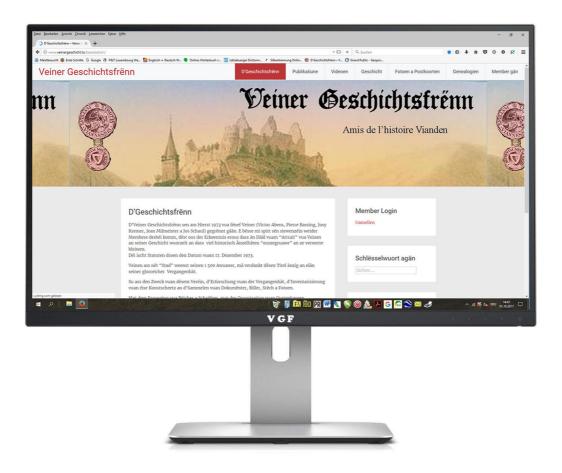


Termine für "living-history"-Veranstaltungen auf Schloss Vianden findet man im Veranstaltungskalender der Viandener Schlossfreunde

- (1) Zimmer: Die Burgen des Luxemburger Landes, Band 3
- \* Tabak verbreitete sich auch sehr schnell, doch zählen wir den jetzt hier nicht zu den Gewürzen!



## De Veiner Geschichtsfrenn hir nei Homepage



Die Viandener Geschichtsfreunde sind jetzt auch online!

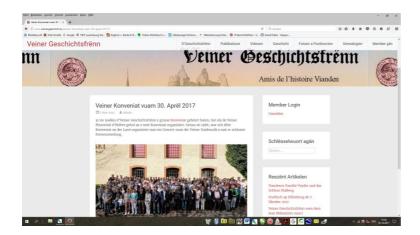
Auf der Seite

#### www.veinergeschicht.lu

findet man alle Informationen betreffend der Aktivitäten des Vereins.

Mitglieder der Geschichtsfreunde erhalten (auf Anfrage) zusätzlich kostenlos Zugang zu vielen Inhalten: Vergriffene Publikationen, Photos vom alten Vianden, Filmmaterial ...

Nachstehend die Bilder von Presentationen verschiedener Themen auf dem Bildschirm :



Aktualitäten



## Videos



Fotos



VGF-Jahresbücher

# Verwaltungsrat

**Präsident:** Jean-Paul Hoffmann

**Sekretär:** Josy Bassing

Kassierer: Ralph Nosbusch

**Mitglieder:** Edouard Biewer

Ton Eggen Claude Fox Frank Leonardy Norbert Meyer

\*\*\*

Ehrenpräsident: Jean Milmeister

#### UNSERE BUCHREIHE

1. Pierre Bassing :	Vianden in seinen Kirchen, Kapellen und sakralen Kunstschätzen. 1983	30	EUR
2.	Freed a Leed zu Veinen 1939-1945. 1990	25	EUR
<ol><li>Pierre Bassing,: Jos Kremer, Jean Milmeister</li></ol>	Veiner Dixionär. 1994	15	EUR
<ol> <li>Jean Milmeister,: Théodore Bassing</li> </ol>	Geschichte der Stadt Vianden (1780-1815)	16	EUR
5. Jean Milmeister :	Geschichte der Grafen von Vianden (1090-1795) 2003	28	EUR
6. René Engelmann :	Novellen. 2005	9,50	EUR
7. Erny Theis:	Chronik der Stadt Vianden (1951-1980)	20,70	EUR
8. Jean-Paul Hoffmann :	Familienchronik der Stadt Vianden	65	EUR

Jahrbücher 1983 bis 2017 : digital auf der VGF-Homepage anwählbar Dicks in Vianden : digital auf der VGF-Homepage anwählbar Veiner Dixionär : digital auf der VGF-Homepage anwählbar

## Inhaltsverzeichnis

Jean-Paul Hoffmann	Virwuert	3
***	Foto: De "Fraassy"	5
Jean Milmeister	Vor 600 Jahren kamen die Nassauer nach Vianden	7
Raymond Frisch	Etappen einer Flucht	11
Jean-Paul Hoffmann	Erinnerungen an eine außergewöhnliche Frau	19
Edmond de la Fontaine	Luxemburger Sitten und Bräuche II, Zweiter Theil - Fortsetzung	27
Dr. Nic Neuens	Die Kirche von Vianden - Teil 2	55
Nathalie Becker	La passion de l'abstraction - Yola Reding	73
Jean Milmeister	Das erste Luxemburger Opfer des Zweiten Weltkrieges	77
Jean Milmeister	Die Viandener Familie André	79
Michel Fischer	Der Kelch von Dackscheid	89
Jean Milmeister	Aus der Schoul geschwat	91
Erny Theis	Zur Geschichte der Entstehung der Viandener Schlosskapelle	93
Norbert Meyer	Der Halsdorfer Koltermord 1777	99
Jean Milmeister	Albert Gricius, Pfarrdechant in Vianden und Erzähler	107
Jean Milmeister	Buchbesprechung Grenzerfahrungen	115
Edmond de la Fontaine	De Feianner Weîszert	117
Lou Bassing	Dem Méckentheis séin Huan	123
Josy Bassing	Die Wasserversorgung auf Burg Vianden	125
Josy Bassing	Der Hebemechanismus des Brunnens auf Schloss Vianden von 1621 /22	127
Josy Bassing	Von Küchen, Kochen und Essen auf Schloss Vianden.	135
***	De Veiner Geschichtsfrënn hir nei Homepage	141
***	Inhaltsverzeichnis	143

